Preußische Allgemeine Zeitung

Das Ostpreußenblatt

Nr. 51 – 23. Dezember 2006 | Unabhängige Wochenzeitung für Deutschland | C5524 - PVST. Gebühr bezahlt

DIESE WOCHE

Allen unseren Lesern und Abonnenten wünschen wir ein frohes und gesegnetes Weihnachtsfest

Redaktion, Vertrieb, Verlag und Herausgeber der Preußischen Allgemeinen Zeitung

Mildtätig: Preußens Königin Luise kaufte auf dem Weihnachtsmarkt Geschenke für den Sohn einer Bürgersfrau. Zeichnung: Archiv

Krieg im Heiligen Land

Das Einfrieren der EU-Hilfsgelder stürzt Palästinensergebiete ins Chaos

Von Klaus D. Voss

Die Lage im Nahen Osten ist explosiv, Waffenruhe hin oder her: Läßt sich ein Bürgerkrieg zwischen den Palästinensergruppen im Gazastreifen und im Westjordanland noch vermeiden? Der britische Premier Tony Blair hat bei seinem Besuch in Ramallah Alarm ausgelöst: Die Europäische Union soll eingreifen, um die Lage an der politisch gefährlichsten Stelle der Welt zu entschärfen. Die EU ist, wenn auch ungewollt, mitverantwortlich – sie hat den Palästinensern die Lebensgrundlage entzogen.

Weit entfernt ist Palästina heute von den Zeiten, als im Heiligen Land der Christen wenigstens zwischen Advent und Ostern Ruhe herrschen mußte, damit Pilger Bethlehem und die anderen Stätten der Christenheit besuchen konnten. Tourismus unter weihnachtlichem Frieden war eine halbwegs verläßliche Einkommensquelle. Heute profitieren die Palästinenser nicht mehr vom Reisegeschäft. Lohnarbeit für israelische Unternehmen, die zweite Verdienstmöglichkeit, ist selten geworden.

Stattdessen wurden die palästinensischen Autonomiegebiete seit Jahren weitgehend von der EU finanziert – bis zum Wahlsieg der Hamas im Januar 2006. Es war politisch korrekt, diese radikale Palästinensergruppe, die Israel kein Existenzrecht zugestehen will, nicht zu unterstützen; aber es war kurzsichtig: Die autonomen Gebiete der Palästinenser sind wie befürchtet ins Chaos gestürzt.

Die Bediensteten der Autonomiebehörde rebellieren, weil sie seit neun Monaten kaum noch Geld bekommen. In den Siedlungen explodiert die Beschaffungskriminalität, wie Augenzeugen berichten. Raub, Diebstähle und Erpressungen sind an der Tagesordnungen, inzwischen auch Entführungen und Lösegeldzahlungen.

Entscheidend ist aber, daß die alles beherrschenden Organisationen Hamas und Fatah kein Geld mehr für soziale Aufgaben haben. Nach arabischer Gepflogenheit werden Jobs oder Arbeitslosengeld über solche Clan-Organisationen verteilt, auch Renten oder Ausgleichszahlungen für Kriegsschäden. Die Stimmung in den Palästinensergebieten ist schon deshalb explosiv geworden, weil das Versorgungssystem weitgehend zusammengebrochen ist.

Im Verteilungskampf um die jetzt sehr knappen Hilfsgelder hat die Ankündigung des Fatah-Präsidenten Mahmud Abbas, Neuwahlen anzusetzen, das Pulverfaß Palästina entzündet: Die Hamas sieht darin einen gezielten Angriff auf ihre Vormachtstellung.

Die Europäische Union steckt dieses Mal mittendrin im Nahost-Konflikt: Übereilt hat sich die EU, Deutschland leider voran, in ein militärisches Libanon-Engagement gestürzt, das zur Falle wird – wo Soldaten im Einsatz stehen, ist keine Hintertür mehr offen für einen diplomatisch verbrämten Rückzug in die zweite Reihe.

Klaus D. Voss:

Wie bestellt

Man hätte die Uhr danach stellen können: Drei Wochen nach dem CDU-Parteitag waren die abgestraften CDU-Kronprinzen sich selbst eine Antwort schuldig. Angela Merkel sollte sich nicht zu lange als Siegerin von Dresden fühlen. Da sei auch der Edmund Stoiber davor.

Daß der Machtstreit in der Union bei der Gesundheitsreform angezettelt wird, versteht sich von selbst. Der Gesetzentwurf hat keine Freunde mehr, allenfalls noch Verteidiger, die in diesem Bürokratie-Monstrum die letzte Daseinsgarantie für die Große Koalition sehen. Fällt die Gesundheitsreform, fällt die Kanzlerin – es mag so kommen, daß Merkels Gegner sich mit dieser schlichten Parole ein paar schöne Feiertage machen werden.

Man darf den Herren Rebellen empfehlen, sich doch auf die Sache zu konzentrieren: Es reicht allein aus, wenn nur der Gesetzentwurf aus der Zauberküche der Ulla Schmidt zum Altpapier befördert wird. Das deutsche Gesundheitswesen hat einen neuen Anlauf zur Reform verdient. Eine Große Koalition sollte sich nicht nur auf große und teure Kompromisse zu Lasten der Bürger einlassen. Sie sollten auch einmal den großen Mut haben zu sagen, was Sache ist: Daß nämlich die Medizin grandiose Fortschritte bei der Behandlung von Krankheiten macht und hoffentlich weiter machen wird – und dann eben auch mehr Geld kosten muß.

Die Bürger sind nach allen Umfragen viel vernünftiger als die Politiker glauben. Sie würden auch sachgerecht angemessene Krankenversicherungsprämien tragen, wenn der Staat seine Pflichtaufgaben wahrnehmen wollte: Die Verschwendung im Gesundheitswesen zu unterbinden und Anreize zur Selbstverantwortung zu schaffen. Schließlich muß sich eine verantwortungsvolle Lebensführung auch bei den Beiträgen auszahlen.

Warnung vor reinen Zahlenspielen

»Institut der deutschen Wirtschaft Köln« hat ausgerechnet, wie der Bevölkerungsschwund den deutschen Wohlstand gefährdet

Von Rebecca Bellano

Mit dem Volk nimmt auch der Wohlstand ab, so die Hiobsbotschaft, mit der das „Institut der Deutschen Wirtschaft Köln“ kurz vor Weihnachten die Deutschen schockte. In der Studie wird mit Hilfe vieler Zahlenspiele den Menschen Angst und Bange gemacht. Während der Bevölkerungswissenschaftler Herwig Birg schon mehrfach vor dem Zusammenbruch der Sozialsysteme aufgrund einer immer älter werdenden, zugleich aber schrumpfenden Bevölkerung gewarnt hat, rechnet das Kölner Institut genau vor, wie sich der demographische Wandel als Wachstumsbremse auswirken werde. Eine kleinere Bevölkerung produziere weniger, so die Aussage und nur eine Erhöhung der Geburtenzahlen von derzeit 1,4 Kinder pro Frau auf 2,1 Kinder pro Frau könnte den Bevölkerungsschwund kompensieren. Auch eine erhöhte Zuwanderung wird als Möglichkeit zur Rettung des heimischen Wohlstand ins Feld geführt.

„Eine Grundschwäche bei solchen Prognosen liegt häufig in der mehr oder weniger starren Projektion aktueller Trends in die Zukunft“, kommentierte unlängst die „Neue Zürcher Zeitung“ auf die Zukunftsvoraussagen von Herwig Birg. Ähnliches dürfte auch für die Zahlenspiele des Kölner Institutes gelten. Zwar werden einigen Teile Deutschlands bei einer Bevölkerungsabnahme von jetzt 82 Millionen auf mögliche 74 Millionen oder gar 69 Millionen im Jahr 2050 stark entvölkert, doch nichts anderes geschieht jetzt schon in vielen Teilen der neuen Bundesländer und sogar in wirtschaftlich schwachen Regionen im Westen. Die Deutschen werden also weiter mehr aus der Fläche raus und in ökonomisch florierende Ballungszentren ziehen.

Bezüglich der sinkenden Zahl der Arbeitnehmer verweisen Kritiker der selbsternannten illusionslosen Realisten in Sachen Demographie gern auf die seit Jahrzehnten zunehmenden Produktivitätszuwächse und die ungenutzten Reserven in der deutschen Bevölkerung. Zu den Reserven werden die über vier Millionen Arbeitslosen, die sich in viel zu langen Ausbildungsgängen befindlichen jungen Menschen und die unfreiwillig zur Vollzeit-Hausfrau gemachten Ehefrauen gezählt.

Zwar wird der deutsche Markt aufgrund weniger Konsumenten international an Bedeutung verlieren, doch angesichts von zusammen gut zwei Milliarden Chinesen und Indern ist dies sowieso zu erwarten, egal ob es 82 oder 68 Millionen Deutsche gibt.

Daß gute Ideen zur Bewältigung der demographischen Probleme gefragt sind, steht außer Frage. Doch die hiesige Bevölkerung hat schon mehrfach starke Schwankungen durchlebt.

Ob zu Zeiten der Pest, der Industrialisierung oder der beiden Weltkriege; irgendwie wurden die Krisen gemeistert.

Der Verweis auf die preußische Geschichte, in der zugewanderte französische Hugenotten die personellen Lücken füllten, scheitert schlicht daran, daß uns in der Gegenwart gleichwertig qualifizierte und integrationswillige Zuwanderer fehlen.

In arroganten Wortblasen erstickt

Wirtschaft und Politik müssen wieder für die Menschen da sein, doch Erkanntes wird nicht umgesetzt

Von Lienhard Schmidt

Das Ziel der Wirtschaft ist der Mensch.“ An dieses Zitat von Walter Eucken, einem der Väter der Sozialen Marktwirtschaft, knüpfte Erwin Teufel, Ministerpräsident i.R., in „Die Welt“ sein Plädoyer für eine funktionstüchtige und menschenwürdige Wirtschaftsordnung. Der Wert eines Unternehmens sei nicht der Börsenwert, sondern das Können und die Motivation der Mitarbeiter sowie ihre Wertschöpfung. Deutlicher kann die Misere um derzeit versuchte Lösungsmodelle für Deutschland und im weiteren Sinne auch für die Europäische Union, kaum beschrieben werden, unsere Politik leide an punktuellem Handeln, es fehle das zusammenhängende Denken.

Wo liegen die Wurzeln des Übels? Allem voran an einem Übermaß an Bürokratie, an Regeln und Vorschriften, die eine Gängelung und Einschränkung der Bewegungsspielräume der Bürger und der Unternehmen bewirken, zum Schaden der Wettbewerbsfähigkeit, des Wohlstandes und des Lebensstandards des Einzelnen, wie auch des Allgemeinwohls schlechthin. Die Beschneidung des Aktionsradius mündiger Bürger und innovativer Unternehmer ist heute um so verhängnisvoller, als Deutschland, wie die EU insgesamt, sich einer breit angelegten, zielbewußten Offensive asiatischer Länder – China und Indien vorne an – gegenüber sehen, unsere Märkte, die heimischen wie die Exportmärkte in aller Welt, zu erobern. Märkte, in denen unsere Waren und Dienstleistungen produzierende Wirtschaft bislang eine fundierte Basis für gewinnträchtige und heimische Arbeitsplätze sichernde Betätigung fand. Ein weiterer gewichtiger Faktor erhöht den Grad der Gefährdung unserer Wettbewerbsfähigkeit beträchtlich: Das Fehlen einer realitätsgerechten nationalen Energiepolitik. Das Beharren der Großen Koalition auf dem Ausstieg aus der Kernkraftproduktion, andererseits kostenintensive Übersollerfüllung der Kyoto-Kriterien, Energiesparappelle an Wirtschaft und Normalverbraucher sowie kostspieliger massiver Ausbau der Förderung regenerativer Energien machen Deutschland in wenigen Jahren zu dem Land in Europa, in dem Energie am teuersten, ihre Verfügbarkeit am gefährdetsten und ihre Umweltfreundlichkeit mit enormen Prämien belastet sein wird. Die Auswirkungen all dessen auf die ohnehin durch die wachsende Billigkonkurrenz aus Asien stark herausgeforderte Wettbewerbsfähigkeit und das Ausmaß der Gefährdung von Millionen heimischer Arbeitsplätze dürften dramatisch sein und das soziale Gefüge in Deutschland vor kaum noch zu bewältigende Probleme stellen.

Zusätzliche Gefahrenpunkte liegen in der Mehrheitsmentalität, die in der Bundestagswahl im Herbst 2005 deutlichen Ausdruck fand. Rückhalt für eine Politik, die endlich damit beginnt, Schuldenabbau durch weniger Staat, Abbau von Behörden und Verzicht auf den Wildwuchs von zumeist entbehrlichen Regeln zu erzielen, brachte der Wahlausgang jedenfalls nicht. Etwa die Hälfte des Bruttoinlandsprodukts wird weiter behördlich umverteilt. Der Nutzen solcher Politik bleibt umstritten und was bislang an Reformen sichtbar wird, bietet keinen Anlaß zu Freudenfesten. Eher müssen wir in absehbarer Zeit mit einer Revolution der schrumpfenden Jugend rechnen, die von der hohen Politik mit Altlasten bedacht wird, welche unsere Nachfahren auch nicht begleichen könnten, wenn sie einen Lebensstandard nahe der Armutsgrenze in Kauf nehmen würden.

Ein Mentalitätswechsel ist also in doppelter Hinsicht unabdingbar: Die Menschen im Land müssen begreifen, daß der Versorgungsstaat im Stil der letzten Jahrzehnte zum Staatsbankrott führt und daß die Vorrangstellung der Industrienationen der „Alten Welt“, welche dieser einen vergleichsweise hohen Lebensstandard bescherte, nun dem Wettbewerb jener ausgesetzt sind, die bislang auf der Schattenseite einer florierenden Weltwirtschaft lebten. Die Realität heißt heute „globaler Wettbewerb“. Wir können diesen durchaus erfolgreich bestehen, wenn unsere Mentalität sich normalisiert. Das heißt: Mehr als zuvor sind zunächst einmal wir ganz persönlich gefordert, unsere Leistung, unsere Konzentration auf das, was wir nach wie vor wahrscheinlich besser können als andere, bietet unserer Wirtschaft die Grundlagen, weiter mit Erfolg im Rennen zu bleiben, wenn auch in vielfach anderen Disziplinen, als gewohnt. Parallel zum „Volk“ muß aber auch der politischen Klasse parteienübergreifend klar werden, daß Politik nicht für Jobs in der Politik, sondern vorrangig zum Wohl des Volkes gemacht werden muß. Und, daß das Wohl des Volkes nicht dadurch gefördert wird, wenn durch Gesetzesfluten der Einzelne gegängelt wird, bis er zum Mitläufer in der lenkbaren Masse für die jeweiligen Inhaber der Macht geworden ist. Unsere freiheitliche Demokratie dürfte durch überheblich-arrogantes Gehabe politischer Entscheidungsträger weit stärker in ihrem Bestand gefährdet sein als durch die Wortblasen und Muskelspiele staatsfeindlicher Extremisten von Links und Rechts.



Überall Verunsicherung: Angst vor Entlassungen Foto: pa

Das Reformgehabe der Großen Koalition zeigt den qualitativen Niedergang der großen Volksparteien deutlich an. Zusammenhängendes Denken fehlt, Lösungskonzepte für Einzelbereiche laufen überwiegend auf zentrale Steuerung durch den Staat und Schmälerung der Selbstverwaltung durch erfahrene Fachgremien an der Basis hinaus. Tausende von Details werden „von oben“ geregelt, obwohl niemals jeder denkbare Vorgang vorausbedacht und in eine Norm gefaßt werden kann. Statt im Interesse der Nutzung von Eigeninitiativen der Bürger und Unternehmen Subsidiarität zu aktivieren, legt sich der Schatten eines planwirtschaftlich anmutenden Zentralismus über die Szene.

Die Anzeichen mehren sich, daß die in freiheitlichen Demokratien unentbehrliche Gewaltenteilung zwischen Legislative, Exekutive und Judikative merklich schwächelt. Der auf Grund eines Listenplatzes ins Parlament gekommene Abgeordnete wird wenig Neigung verspüren, seinem Gewissen statt dem Fraktionszwang zu folgen. So kann die Volksvertretung zu einer Absegnungsanstalt für Vorlagen der Regierung degenerieren, jedenfalls soweit es die Abgeordneten der Regierungsparteien angeht.

Als äußerst langlebiges Übel aus der Vergangenheit ist zuweilen ein Trend erkennbar, der um ideologischer, total überholter und im Grunde reaktionärer Prämissen willen zur Selbstzerstörung unserer Gesellschaft führen kann. Das Wandern auf deutschen Sonderwegen, auch der Hang, vorschnell auszugrenzen und Toleranz zu verweigern, gehört zu den Übeln, die noch der Heilung bedürfen. Vielleicht kommen wir eines Tages auch zu einer Neudefinition des Begriffes der politischen Korrektheit, die so dann in Einklang mit Geist und Buchstaben unserer Verfassung stehen würde, etwa so: „Politisch korrekt ist, was dem Allgemeinwohl nützt und die Freiheit des in Verantwortung handelnden Individuums schützt.“ So eine Interpretation läge auch auf gleichem Kurs wie die Worte von Walter Eucken „Das Ziel der Wirtschaft ist der Mensch“, ein Petitum, das in logischer Folge den absoluten Vorrang des Subsidiaritätsprinzips für eine gute Zukunft Deutschlands und Europas erheischt.

Der Traum von weißer Weihnacht

Zahlen belegen: Das menschliche Wettergedächtnis gaukelt falsche Welten vor

Von Wolfgang Thüne

Nichts ist unzuverlässiger als das menschliche Wettergedächtnis. Es reicht oft nur wenige Stunden bis Tage. Grund ist seine Allgegenwart wie sein ungeheurer Abwechslungsreichtum. Im Gedächtnis jedes Menschen haften mit Vorliebe solche Wetterereignisse aus der Kindheit, die sich auf besonders große Kälte, Schlittenfahrten und Schneeballschlachten oder große Hitze mit Badefreuden und ähnliche lebhafte Eindrücke beziehen. Das meiste Wetter entzieht sich der Erinnerung, so daß der falsche Glaube entsteht, man habe dereinst nur kalte Winter und heiße Sommer erlebt.

Wenn heute sensationslüstern auf ganz ungewöhnliche Wetterlagen und Wetterextreme verwiesen und der „Klimawandel“ beschworen wird, dann lohnt sich ein Blick in alte Wettertagebücher. Solch ein Blick wirkt ernüchternd und beruhigend. Wenden wir uns zuerst einem gerne vernachlässigten aber gerade deswegen um so wichtigeren Wetterelement zu, dem Luftdruck. Mag die mittlere Jahrestemperatur die Gemüter erhitzen und ängstigen, der mittlere Jahresluftdruck interessiert keinen Menschen. Doch gerade der Luftdruck entscheidet, ob ein Hoch oder ein Tief das Wettergeschehen beherrscht und aus welcher Richtung die Winde wehen und welche Luftmassen sie zu welcher Jahreszeit herantransportieren.

Der Luftdruck und seine Kraft wurden im Jahre 1663 von Otto von Guericke mit seinen „Magdeburgern Halbkugeln“ nachgewiesen. Auf jeden Quadratzentimeter der 510 Millionen Quadratkilometer der Erdoberfläche lastet ein mittlerer Luftdruck von 760 Millimeter Quecksilbersäule oder 1013 Hektopascal. Nach den Angaben des Deutschen Wetterdienstes wurde am 26. Februar 1989 in Münster mit 948,6 hPa (711,4 mm) der niedrigste Luftdruck in Deutschland gemessen. Der höchste Luftdruck des vergangenen Jahrhunderts sei am 23. Januar 1907 mit 1057,8 hPa (793,3 mm) in Berlin gemessen worden. So hohe wie tiefe Luftdruckstände sind nur dem Winter zu eigen und dem Sommer fremd. Die mittleren Luftdruckschwankungen an einem Ort betragen im Jahresverlauf etwa 60 mm.

Luftdruck entscheidet ob Hoch oder Tief

Doch ist Berlin die deutsche Stadt mit dem höchsten Luftdruck? Ein Blick in die Annalen zeigt das Gegenteil. Den Vogel schießt das ostpreußische Memel ab, da es abwechselnd im Bereich der sehr tiefen skandinavischen Tiefdruckwirbel und demjenigen des osteuropäisch-asiatischen Winterhochs liegt. In Memel sind Schwankungen bis 78 mm beobachtet worden: einem Barometerhöchststand von 798,8 mm oder 1065,1 hPa am 23. Januar 1907 und einem niedrigsten Luftdruck mit 720,6 mm oder 960,8 hPa am 26. Dezember 1902.

Bei solch niedrigem Luftdruck zu Weihnachten kann keine sibirische Kälte mit Schnee herrschen, wir werden im Gegenteil daran erinnert, daß Deutschland in der Westwindzone liegt und damit, was die Mitteltemperaturen betrifft, klimatisch begünstigt ist. Wenn auch Berlin eine Jahresmitteltemperatur von etwa 9 Grad Celsius hat, so schwankt diese zwischen 18,3 Grad im Sommer und 0,0 Grad im Winter. Aber auch die Jahresmitteltemperatur ist nicht konstant, sondern kann eiszeitliche 5,4 Grad betragen wie im Jahre 1740 und wenig danach im Jahr 1756 warmzeitliche 11,5! Extreme Schwankungen zeigt auch die Sonnenscheindauer. Der niedrigste Jahreswert mit 844 Stunden wurde 1912 in Münster gemessen, der höchste mit 2477 Stunden 1921 in Nürnberg. 2006 hatten wir übrigens den sonnenärmsten August seit 50 Jahren!

Ostpreußen besonders schneeintensiv

An Tiefsttemperaturen wurden in Ostpreußen gemessen: Minus 33,3 Grad Celsius am 25. Januar 1942 in Königsberg und Minus 36,4 Grad Celsius am 16. Januar 1893 wie am 17. Januar 1940 in Marggrabowa / Treuburg. Dagegen gab es um Weihnachten 1934 in Ostpreußen Himbeeren. Im Ostseebad Cranz pflückte ein Schneidermeister gar Birnen! Richard Hennig schildert, daß er am 29. Februar 1912 in Memel über der noch völlig vereisten Hafenmole bei sonnigem Wetter eine singende Lerche wahrgenommen habe. Zum Kontrast: Am 4. Juni 1918 fiel in Ostpreußen noch Schnee, wohingegen Königsberg am 11. Mai 1910 bereits 28 Grad Celsius registrieren konnte. Es ist einzig das Wetter, das Kapriolen schlägt und das Klima interessant macht.

Werfen wir noch einen Blick auf die Bewölkung. In Norddeutschland können wir im Jahresdurchschnitt mit Zweidrittel-Bewölkung des Himmels rechnen. Von den 4456 Stunden, in denen während eines Jahres die Sonne über dem Horizont steht, scheint sie in Berlin nur 1672, in Hamburg gar nur 1236 Stunden. Im Dezember 1913 gab es während eines ganzen Monats in Königsberg nur neun Stunden mit Sonnenschein. Wer mehr Sonne liebt, muß im Winter auch mit extremer Kälte vorlieb nehmen, weil dann die Wärmestrahlung der Erdoberfläche ungehindert ins Weltall entweichen kann. Unsere meist milden Winter danken wir also den Wolken. Sie bringen auch den Regen. Der Rekord von Königsberg beträgt 110 mm, gemessen am 12. August 1912.

Eine Eigentümlichkeit in Deutschland ist auch, daß die Zahl der Tage mit Schneefall von West nach Ost stärker zunimmt als von Nord nach Süd. Die Zahl der Tage mit Schneefall steigt vom Niederrhein mit etwa 22 Tagen auf 69 Tage in Masuren. Dagegen bringt es die Schnee-Eifel nur auf 62 Tage mit Schneefall. Der Traum von „weißer Weihnacht“ geht also in Ostpreußen dreimal häufiger in Erfüllung als im Rheinland.

MELDUNGEN

Nitzsche – Austritt aus CDU

Berlin – Henry Nitzsche, der wegen der These, Berlin werde von „Multikulti-Schwuchteln“ regiert, in die Kritik geraten war, ist aus der CDU ausgetreten. Der Bundestagsabgeordnete galt als konservativ und hatte immer wieder mit kernig-patriotischen Aussagen Kritik auf sich gezogen. NPD und DSU haben Nitzsche nun eine neue politische Heimstatt angeboten. Nitzsche war in der Nachwende-Zeit bis zum Beitritt zur CDU Mitglied des „Demokratischen Aufbruchs“ und der DSU.

Mehr türkische Lehrer

Berlin – Die Lehrerausbildung soll sich ändern. Auslöser für die Forderung nach einem Eignungstest für zukünftiges Lehrpersonal ist eine Studie der Universität Potsdam. Diese Untersuchung ergab, daß viele Lehrer in ihrem Beruf mit dem Verhalten ihrer Schüler überfordert seien. Ein Grund hierfür sei die 'Tatsache, daß angehende Pädagogen für ihre Fächer und kaum für den Umgang mit Teenagern ausgebildet würden. Die Präsidentin der Kultusministerkonferenz, Ute Erdsiek-Rave (SPD), fordert nun ebenfalls, daß zukünftiges Lehrpersonal auf eine „starke Persönlichkeit und eine natürliche Autorität“ hin geprüft werden müßten. Auch Unions-Fraktionschef Volker Kauder fordert eine Vorauswahl, wenn auch unter anderen Vorzeichen. Der CDU-Politiker will einen größeren Anteil türkischer Lehrer, da er hofft, junge Türken wären ihnen gegenüber respektvoller. Außerdem würden türkische Lehrer symbolisieren, daß es Aufstiegschancen für Migrantenkinder gäbe, und vielleicht als Vorbild dienen können.

Kontakt: 040/414008-0

Redaktion: -32
Anzeigen: -41
Abo-Service: -42
www.preussische-allgemeine.de

Die Schulden-Uhr:

Auf weniger Köpfe

Deutschlands Bevölkerung schrumpft – das ist an sich keine neue Nachricht, doch das „Institut der deutschen Wirtschaft Köln“ hat ausgerechnet, was dies für die Verschuldung pro Kopf bedeuten würde, wenn der Schuldenberg der öffentlichen Hand ab sofort nicht weiter anwüchse. Bei einer angenommenen Bevölkerungshöhe von 74 Millionen Einwohnern würde die Pro-Kopf-Verschuldung von jetzt 18 671 Euro auf 20 800 Euro, bei 68,7 Millionen Menschen auf 22 400 Millionen Euro steigen.

1.541.683.915.071 €

(eine Billion fünfhunderteinundvierzig Milliarden sechshundertdreiundachtzig Millionen neunhundertfünfzehntausend und einundsiebzig)

Vorwoche: 1.540.407.844.786 €
Verschuldung pro Kopf: 18.687 €
Vorwoche: 18.671 €

(Dienstag, 19. Dezember 2006, 12 Uhr, www.steuerzahler.de)

Nur für Linientreue

Von HARALD FOURIER

Markus Wolf war ein gefürchteter Mann. Nach seiner Beerdigung vor einigen Wochen pilgerten dennoch tagelang Hunderte von Berlinern an das Grab des früheren Stasi-Spionage-Chefs, vor dem ein Blumenmeer prangte. Für überzeugte Kommunisten ist und bleibt er „einer von uns" oder „der beste Kundschafter der Welt", wie ein Trauergast es ausdrückte.

Wolf wurde in Friedrichsfelde zu Grabe getragen, wo Jahr für Jahr der rote Trauerzug für „Karl und Rosa" hinpilgert. Doch wenn sie in drei Wochen wieder dorthin kommen, werden sie feststellen, daß etwas nicht stimmt: Der Bezirk hat ein Denkmal aufgestellt, das – horribile dictu – an die „Opfer des Stalinismus" erinnert.

Das ist zu viel für die Rotfrontkämpfer-Fraktion. Seit Wochen laufen die unverbesserlichen Vertreter des SED-Regimes Sturm gegen „ihre" (weil zur Linkspartei gehörende) Bezirksbürgermeisterin Christina Emmerich.

Hans Bauer, Vorsitzender der „Gesellschaft für rechtliche und humanitäre Unterstützung" (ein Verein alter SED-Funktionäre), findet, daß die 60 mal 40 Zentimeter kleine Plakette einen „Mißbrauch der Gedenkstätte" darstellt.

Und eine Gruppe von „Prominenten" aus der Linkspartei um Sahra Wagenknecht und Kurt Julius Goldstein hat erklärt, daß der Begriff „Opfer des Stalinismus" ein Kampfbegriff sei, von dem sich überzeugte Sozialisten und Kommunisten provoziert fühlten.

Die Bezirksbürgermeisterin Christina Emmerich versicherte den Kritikern des Gedenksteins aber, er sei gewidmet nur den „Kommunisten und Sozialisten, die unter Stalin in der Sowjetunion umkamen". Wer als „Kulake" (freier Bauer) oder als bloßer Nichtkommunist im Gulag verreckt ist oder als Spion von der Tscheka erschossen wurde, der ist kein Denkmal wert.

Übrigens auch nicht die vielen Sozialdemokraten, die in Mittel- und Ostdeutschland nach 1945 ins Todeslager kamen. Was den Berliner Landtagsspräsidenten Walter Momper (SPD) und ehemaligen Regierenden Bürgermeister aber nicht daran hinderte, den unter anderem aus Mitteln der Lottostiftung finanzierten Gedenkstein feierlich einzuweihen – deutsche Gedenkkultur 2006.



Erst 1950 kamen die letzten KZ-Häftlinge frei: Todeszone um das Lager Sachsenhausen bei Berlin

Foto: BpK

Als 15jährige im Gulag der SBZ

Ab 1945 nutzten die Sowjets etliche NS-Konzentrationslager weiter – Linke polemisieren gegen Gedenken

Von MARKUS SCHLEUSENER

Gisela Gneist wurde 1945 von den Sowjets mit 31 anderen Leidensgenossen zusammen verhaftet. Vorwurf: Spionage, „Werwolftätigkeit" – das Übliche an Anklagen aus dem Repertoire der roten Besatzungsmacht. Gneist wurde wegen „Konterrevolution" verurteilt.

15 Jahre jung war die Schülerin, als sie in Gefangenschaft geriet. Sie durchlebte in den kommenden vier Jahren die Hölle. Zu Beginn kamen die Festgenommenen in einen der berüchtigten GPU-Keller in Brandenburg an der Havel.

„Das war schlimm", erinnert sie sich. Es gab keine hygienischen Einrichtungen, nur einen Eimer in einer völlig überfüllten Gefängniszelle, die für vier Insassen gedacht und mit acht belegt war. „Der Eimer durfte nur einmal am Tag geleert werden. Es stank bestialisch."

Noch schlimmer die Folterungen, die Mißhandlungen, die Verhöre – meist von morgens bis abends. Selbst wenn die Peiniger tagsüber nichts von ihren Inhaftierten wollten, durfte trotzdem niemand auf seiner Pritsche liegen. Gneist: „Niemand dachte, daß wir das überstehen."

Die sechs Jungen, die zusammen mit Gisela Gneist verhaftet worden waren, überstanden es auch nicht. Fünf wurden von den Russen hingerichtet, einer erlag seinen Verletzungen nach den Folternächten.

Die Überlebenden wurden verlegt. Raus aus dem GPU-Keller, ab ins Spezziallager. „In Altstrelitz durften wir uns zum ersten Mal waschen. Und einen Frisör gab es auch." Der war belgischer Jude, der den KZ-Aufenthalt bei den Nazis überlebt hatte und jetzt bei den Kommunisten einsaß. „‚Ich bin von dem Regen in die Traufe gekommen', hat der Jude gesagt".

Im Sommer 1946 verfrachteten die Sowjets die junge Gneist ins Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin – in den nächsten Kreis der Hölle. Noch heute quälen die mittlerweile 76jährige Frau die Gedanken an den Moment, als sie die Sterbebaracke in Sachsenhausen betrat. „Man mußte aufpassen, daß man nicht auf die Sterbenden am Boden tritt. Überall lagen Tote. Die Jungen, die ich suchte, waren nur noch Skelette. Ich wußte, daß sie sterben würden."

Den dem Tode geweihten Jungs versprach Gneist, daß sie sie nie vergessen würde. Aus diesem Grund kämpft sie noch heute als Vorsitzende der „Arbeitsgemeinschaft Lager Sachsenhausen 1945-1950 e.V." für eine angemessene Würdigung der Opfer in den KZ nach 1945.

Daß die Russen die NS-Lager weitergenutzt haben, wurde in der deutschen Vergangenheitsdiskussion lange Zeit beinahe völlig verdrängt. In der DDR sowieso tabu, galt es auch im Westen spätestens seit Ausrufung der Entspannungspolitik als „revanchistisch", an die Greueltaten der Roten zu erinnern.

Opfer vergessen, verhöhnt

Das ganze Ausmaß wurde mir erst nach der Wende klar", gesteht Johanna Wanka (CDU), Brandenburgs Ministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Daß zahlreiche NS-Konzentrationslager ab 1945 weiterbetrieben worden waren, blieb bis 1989 für viele Deutsche eine echte Überraschung. Und selbst in den 90er Jahren, als die ersten Massengräber ausgehoben wurden, war die Gedenkkultur an die Opfer der Sowjetherrschaft noch eine Art verschämtes Anhängsel an die Erinnerung der NS-Zeit.

„Inzwischen", so beteuert Wanka, „verfolgt die Landesregierung das Ziel, die Gedenkkultur unter besonderer Berücksichtigung der Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft auszubauen."

Das Erinnern hat jedoch erbitterte Gegner. Frühere Angehörige der DDR-Nomenklatura wollen die rote Schuld verdrängen. Als Jörg Schönbohm im April 2006 auf einer Gedenkfeier für die Insassen des KZ Sachsenhausen sprach, erwähnte er auch jene, die nach dem Mai 1945 hier litten und starben – und riskierte damit eine Regierungskrise. Die von den Sowjets Inhaftierten dürfen mit denen, die die Nazis eingesperrt haben, nicht „gleichgestellt" werden, lautete die vorgeschobene Kritik.

In Wahrheit ging es darum, die Opfer des kommunistischen Terrors ganz zu verschweigen, oder gar noch schlimmeres: Der Generalsekretär des „Internationalen Sachsenhausen-Komitees", Hans Rentmeister, charakterisierte die KZ-Opfer allesamt als „Mörder". Wörtlich sagte er: „Die ideologisch geprägte Gleichsetzung setzt die Mörder auf eine Stufe mit unseren Kameraden."

Schönbohm hatte das Unglaubliche gewagt, er hatte ein Tabu angekratzt. Rücktrittsforderungen aus den Reihen des Koalitionspartners SPD konnte Schönbohm nur abwiegeln, indem er sich von seinen eigenen Worten distanzierte und einen „Fehler einräumte".

Im August gedachte die CDU-nahe „Konrad-Adenauer-Stiftung" in Potsdam der Wiederinbetriebnahme des KZ Sachsenhausen vor 61 Jahren. Wieder war Schönbohm dabei. Vor dem Rathaus demonstrierten junge Linksextremisten. Als die Veranstaltung im proppenvollen Rathaussaal begann, machte sich ein sogenanntes Bündnis „Madstop" lautstark bemerkbar und entrollte ein Transparent. Der Vorwurf an die 400 Teilnehmer, darunter viele Opfer der roten Gewaltherrschaft: „Die Internierung von Teilnehmern am Vernichtungskrieg und Unterstützern des Nationalsozialismus soll in eine Linie mit den Verbrechen von SS und Wehrmacht gestellt werden."

Das ist genau die Sichtweise, die in der Zone offiziell vertreten wurde: In den Lagern säßen Alt-Nazis und Werwölfe. Grundlage war der „Befehl 315" vom 18. April 1945, der zentrale Haftbefehl. Er diente „tschekistischen Maßnahmen zur Sicherung des Hinterlandes" nach der Eroberung von Reichsgebiet.

Deswegen richteten die Russen Lager ein oder verwendeten gleich die der Nazis. Die bekanntesten Lager waren Fünfeichen, Sachsenhausen, Weesow, Hohenschönhausen, Ketschendorf, Jamlitz, Bautzen, Mühlberg, Torgau und Buchenwald. Jenseits von Oder und Neiße lagen noch einmal geschätzte 36 weitere Lager, von denen Landsberg das bekannteste war. *MS*

400 000 sind verschollen

Es ist mitnichten so, daß in die Sowjetlager nur die Unterstützer des Nationalsozialismus oder HJ-Guerilleros, Waffenbesitzer und Spione eingeliefert worden wären. (Und selbst das hätte gegen internationales Recht verstoßen.) Vielmehr traf es Unschuldige wie Gisela Gneist (s. o.) – Leute, die lediglich verdächtigt wurden. Denn wirklich Überführte wurden sofort erschossen.

Das Massensterben fand zwischen 1945 und 1947 statt. Deutsche Häftlinge hatten es am schwersten in den roten Lagern: Unter ihnen lag die Todesrate bei 36 Prozent, unter den anderen Nationalitäten bei fünf.

Klaus Dieter Müller von der „Stiftung Sächsische Gedenkstätten" hat herausgefunden, daß selbst die „Sowjets glaubten, nur zwei Prozent wirkliche Täter inhaftiert zu haben".

1948 begannen die kommunistischen Lagerherren damit, die erste Welle von Überlebenden zu entlassen. Mehrere Zehntausend aber blieben zurück und durften 1950 hinaus. Zu den bis zuletzt Inhaftierten gehörte zum Beispiel auch die spätere Ehefrau des DDR-Regimekritikers Hans Eberhard Zahn. Waltraud Zahn kam im Januar 1950 frei.

Ihr Mann mußte einige Zeit danach sieben Jahre DDR-Knast über sich ergehen lassen. Zahn hält ihre „Entlassungspapiere" hoch. „Schauen Sie mal, die haben da ‚Internierungslager' draufgeschrieben – wie niedlich."

Viele Unschuldige wurden vor Sondertribunalen im Schnellverfahren abgeurteilt, um dem Ganzen im Nachhinein eine Legitimation zu verleihen, erklärt Klaus Dieter Müller.

Dies bestätigt Hubertus Knabe, der die Zahl der (in Schauprozessen) Verurteilten auf drei Prozent beziffert. Der Leiter der Stasi-Opfer-Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen urteilt über die Sowjet-KZ: „Die Vorstellung, hier hätten nach 1945 nur Nazi-Verbrecher gesessen, die findet sich dennoch in vielen Äußerungen und Veröffentlichungen."

Knabe beklagt, daß nach 1990 der sowjetische Sprachgebrauch und die sowjetischen Zahlen ungeprüft übernommen worden seien: „Es werden diese Inhaftiertenzahlen anstelle von Schätzungen von Zeitzeugen verwendet." Dabei seien bis heute – laut Deutschem Roten Kreuz – mehr als 400 000 Personen verschollen.

Die Begriffe „Internierungslager" oder „Speziallager" empfindet der Historiker als Weichzeichnung der Sowjetverbrechen. „Das klingt ja wie ein Lager für Spezialisten", kritisiert Knabe. Hier finde eine Bedeutungsverschiebung statt. Richtig sei der Begriff KZ, der aber tabuisiert würde, obwohl er bereits unter Lenin verwendet worden sei.

Die Opfer der Kommunisten werden wie Opfer zweiter Klasse behandelt, beklagt Knabe. „Das ist zynisch. Ein Verbrechen wird doch nicht durch ein anderes entwertet. Vielmehr verdoppelt sich das Leid." Der Leiter der Gedenkstätte KZ Sachsenhausen, Günter Morsch, will davon aber nichts wissen. Als Gisela Gneist sich mit der Bitte an ihn wandte, einen Gedenkstein und ein Kreuz aufzustellen, um „unserer Toten angemessen gedenken zu dürfen", kam prompt eine Absage, die an boshaftem Zynismus kaum zu überbieten ist: Das gehe deshalb nicht, weil nicht alle Inhaftierten Christen waren, teilte der Chef des KZ-Museums damals mit. *MS*

Auch in den Westzonen tabu

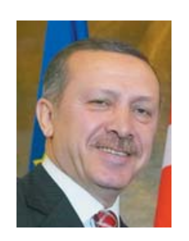
Die sowjetischen „Speziallager" waren Bestandteil des sowjetischen Gulagsystems. Sie werden auch als Sonderlager (wörtliche Übersetzung aus dem Russischen) bezeichnet. Andere sagen Todeslager, weil die Todesrate sogar höher gewesen sei als in den Nazi-KZ. So starben etwa ein Drittel der insgesamt rund 200 000 Inhaftierten in der Zone. (Von den 140 000 in die Sowjetunion Verschleppten starb jeder Vierte.)

Über die kommunistischen KZ durfte nach dem 8. Mai auch in den westlichen Besatzungszonen nicht öffentlich gesprochen (zumindest nicht geschrieben) werden. In seinem Buch „Der SS-Staat" widmet sich Autor Eugen Kogon auch der Problematik Speziallager: „Bis Ende 1946 war es der in den drei übrigen Besatzungszonen lizensierten Presse nicht erlaubt, darüber zu schreiben; es wäre ‚Kritik an einer alliierten Macht' gewesen."

Seit 1947, als die Gegensätze zu den Russen offenkundig wurden, war es mehr und mehr geradezu erwünscht. Aber die Bevölkerung hatte sich vorher schon ihre Gedanken gemacht. Auch über das neue Schweigen. Das abermals erzwungene Schweigen, – was die Deutschen anlangt."

Das alliierte Verbot, über die Sowjet-Verbrechen zu reden, fiel also vor sechs Jahrzehnten. Trotzdem hat die Aufarbeitung noch nicht einmal richtig angefangen. *MS*

Zeitzeugen



Recep Tayyip Erdogan – Vor seinem Wechsel ins Amt des Ministerpräsidenten 2003 vollzog der 52jährige Erdogan einen politischen Wandel. Großgeworden in der islamistisch-nationalistischen Bewegung „Milli Görüs“ bezeichnet sich Erdogan seitdem als gemäßigt islamischen Demokraten. Kritiker in der EU bezweifeln, daß diese Wende aufrichtig war.

Necmettin Erbakan – Der Islamist und Gründer der „Milli Görüs“ war Chef der mittlerweile verbotenen „Refah“-Partei und 1996–1997 türkischer Ministerpräsident. 1997 mußte er auf Druck des Militärs zurücktreten. Im „Refah“ war auch Erdogan aktiv. Heute steht Erbakans neue „Glückseligkeitspartei“ indes in Konkurrenz zu Erdogans Parteigründung „AKP“.



Kenan Evren – Seit 1978 Oberbefehlshaber der türkischen Streitkräfte führte General Evren 1980 einen erfolgreichen Militärputsch an, der die zuvor chaotischen Verhältnisse im Land beendete. 1982 dann wählten die Türken den heute 89jährigen strengen Kemalisten für sieben Jahre zum Staatspräsidenten. Für Links- und Rechtsextremisten wie für Islamisten war die Zeit nach dem Evren-Putsch eine bittere Phase.

Abdullah Öcalan – Der 1949 geborene Kurde war von ihrer Gründung 1978 bis zu ihrer Auflösung 2002 Vorsitzender der linksnationalistischen Kurdenpartei PKK. 1999 entführten ihn türkische Sicherheitskräfte auf der Flucht in Kenia. Die im selben Jahr verhängte Todesstrafe wurde 2002 in lebenslange Haft umgewandelt, die Öcalan seitdem auf der Gefängnisinsel Imralı im Marmarameer verbüßt.



Orhan Pamuk – Der Literaturnobelpreisträger 2006 kämpft an mehreren Fronten gleichzeitig: Aufgewachsen in einer wohlhabenden Istanbuler Familie lehnt er islamistische Tendenzen strikt ab. – Die Jugend des 54jährigen war von der Beschäftigung mit europäischer Literatur geprägt. Gegen den türkischen Nationalismus ging er ebenfalls an und kritisierte die Verbrechen an den Armeniern, was ihm eine Anklage wegen „Verunglimpfung des Türkentums“ einbrachte. Andererseits bemängelt Pamuk „Stimmungmache“ gegen die Türkei in Europa und strebt entschieden nach dem EU-Beitritt seiner Heimat.

Reine Existenzsicherung

Warum das Scheitern der EU-Verhandlungen für die Türkei keine Katastrophe ist

Von Sverre Gutschmidt

De facto wird nichts mehr laufen – keiner soll das Volk in dem Punkt mehr zu täuschen versuchen“, sagt der türkische Oppositionspolitiker Erkan Mumcu, einst Mitglied der Regierungspartei AKP von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan, nun Chef der Liberalen im türkischen Parlament. Gemeint ist der anvisierte EU-Beitritt des Landes. Die Verhandlungen liegen seitens Brüssel auf Eis. Nur noch 20 Prozent der Türken glauben an einen Beitritt. Auch der sozialdemokratische Oppositionskollege Deniz Baykal kann den schönen Schein offenbar nicht mehr ertragen: Gespielte Zuneigung bringe die Scheidung, sagt er. Die Regierung in Ankara hat sich zu lange allein auf einen Erfolg des Beitrittsmarathons eingestellt. Nun hat sie Zeit darüber nachzudenken, ob die Türkei nicht auch gut, vielleicht sogar besser leben kann, wenn sie nicht in der EU ist.

Der türkische Medienunternehmer Aydin Dogan machte seine Übernahmepläne für die deutsche Sendergruppe „Pro Sieben / Sat1“ jedenfalls nicht von einem Beitritt seines Landes abhängig, auch wenn die Zeitungen seiner Medien-Gruppe noch mehr oder weniger verhaltenen EU-Optimismus verbreiten. Allein die Tageszeitung „Milliyet“ der Dogan-Gruppe kritisiert, wie „hinterhältig“ die EU gerade die Punkte auf die lange Verhandlungsbank schiebt, die ohnehin Sprengstoff böten. Konkret spricht das Blatt die türkische Landwirtschaft an.

Diese Landwirtschaft als Hauptarbeitgeber jenseits der urbanen Zentren wäre indes stark beeinträchtigt, würde sie sich Brüssel unterordnen. Sie trägt nur knapp zwölf Prozent zum türkischen Bruttoinlandsprodukt bei, beschäftigt aber über 30 Prozent der türkischen Arbeitskräfte. Einmal in der EU angekommen, wäre das Aus dieser kleinen Betriebe besiegelt. Der Nicht-Beitritt verhindert so, daß weite Landstriche der Türkei veröden, die ohnehin starke Landflucht sich zuspitzt. Auch sind Infrastruktur und Bildungsstand gerade in den östlichen Landesteilen keineswegs darauf ausgelegt, daß im Dienstleistungssektor entsprechende neue Jobs geschaffen werden.

Die Wirtschaft des Landes wuchs vor Beginn der Beitrittsverhandlungen mit über 13 Prozent sogar deutlich stärker als 2005 (zirka fünf Prozent) beim Einsetzen der Gespräche über eine Vollmitgliedschaft. Reale wie psychologische Belebungseffekte der Gespräche auf die Wirtschaft halten sich also in Grenzen. Die türkische Ökonomie, ohnehin durch Assoziierungsabkommen und langjährige Kontakte an Europa orientiert (Zollunion seit 1996), wird sich daher weiter unabhängig vom Beitritts-Stand entwickeln, profitiert zumindest nicht unmittelbar davon. Viel



Inzwischen eine Minderheit: Türkischer Befürworter eines EU-Beitritts seines Heimatlandes Foto: Reuters / Corbis

wichtiger war und ist es, die Inflation einzudämmen. Eher davon wird künftig abhängen, wie die Entwicklung verläuft.

Die Mitgliedschaft läuft in vielen Bereichen auch ohne EU-Beitritt: Auf die mühsame Privatisierung staatlicher Konzerne hatte Brüssel wenig erfolgreichen Einfluß. Nur: Als Nichtmitglied bestimmt die Türkei jetzt ob und wann dies geschieht. Brüssel dagegen ließ schon im Vorfeld durchblicken, welche türkischen Sonderwege es zu entflechten gedenkt. Das bleibt Ankara künftig erspart, genauso die EU-Verfassung sowie eine kulturelle Bevormundung durch die EU-Kommissare und ihre marktharmonisierenden Eingebungen.

Eine Art privilegierte Partnerschaft ist somit zum Greifen nah: Die Türkei schickt bereits über 50 Prozent ihrer Exporte in die EU. Diese Quote wird nicht deshalb wachsen, weil das Land womöglich einmal zum Euroraum oder der Schengenzone gemeinsamer Grenzen gehören könnte. Wer gerade zu Weihnachten durch deutsche Läden flaniert, kann sich an den Warenetiketten überzeugen, daß eine der wichtigsten Industrien der Türkei, die Textilindustrie, schon jetzt vor keiner europäischen Grenze haltmacht. Sie würde sogar Einbußen erleiden, wenn das Land als Mitglied strengere EU-Auflagen und Maßnahmen gegen nachgemachte Markenartikel zu befürchten hätte. Die Türkei profitiert auch in anderen Bereichen davon, die EU konkurrenzlos günstig von außen zu beliefern.

Menschlich hingegen könnten die Kontakte kaum enger sein: 2,5 Millionen Einwohner türkischer Herkunft leben allein in Deutschland. Millionen deutscher Touristen besuchen die Türkei. Nur werden die Probleme bedingt durch das Bevölkerungswachstum Kleinasiens jetzt dort gelöst werden müssen, und nicht mehr über Migration exportiert werden können.

Und der Euro? – Er wäre auf absehbare Zeit ohnehin nicht eingeführt worden. Die Kriterien der EU dafür kann die Türkei – nicht zuletzt wegen ihrer Staatsverschuldung – kaum erfüllen. Nicht die EU, sondern der Internationale Währungsfonds (IWF) drängt die Türkei zu Reformen. So gewann die türkische Zentralbank ihre weitgehende Unabhängigkeit erst nach dem Zusammenbruch der festen Wechselkurse der Währung Lira. Auch die Reform des Bankensektors ist auf nationale Eigenanstrengungen nach Anstoß durch den IWF entstanden, die EU als Erwartungshorizont somit entbehrlich.

Unabhängig von der Frage nach Europas Ende hinter oder vor der Türkei stammen die meisten Auslandsinvestitionen am Bosporus aus der EU. Alternativen zu Europa muß die Türkei daher nicht suchen – ökonomisch gehört sie in vieler Hinsicht schon dazu. Mit der „Schwarzmeer-Wirtschaftskooperation“ (BSEC), entwickelt das Land seit 1992 (gegründet in Istanbul) zudem ein eigenes Kooperationsmodell. Dieser Kreis von Anrainerstaaten des Schwarzen Meeres wird an Bedeutung gewinnen. Sein Ziel: Zölle und nichttarifäre Handelshemmnisse reduzieren. Noch fehlen in dem heterogenen Bündnis verbindliche Ziele, doch auch die EU hat einmal als sehr begrenztes Bündnis für Kohle und Stahl begonnen.

Die Türkei wird sich daher stärker in ihrer Nachbarschaft engagieren. Nicht zuletzt das britische Beispiel zeigt, daß ein wenig Distanz zur EU gesund sein kann. Vielleicht entdeckt Ankara diese Haltung jetzt, getreu dem Motto Winston Churchills zur europäischen Integration: „We are with, but not of it“ (Wir sind mit, aber nicht von Europa).

Der Vater der modernen Türkei

Mustafa Kemal Atatürk und der nach ihm benannte Kemalismus sind der Beweis, daß man vom Westen lernen und dessen politisch-gesellschaftliches System bejahen und übernehmen kann, ohne deshalb automatisch eine Außenpolitik der Westbindung betreiben zu müssen.

Der „Vater der Türken“, 1881 in Saloniki (Thessaloniki) geboren, entwarf die Grundzüge des türkischen Staates. „Atatürk“ (Vater der Türken) ist ein Ehrentitel, der ihm vom türkischen Parlament verliehen wurde. Seine Eltern lebten in bescheidenen Verhältnissen, die sich verschlechterten, als der Vater früh starb. Mustafa lernte sich durchzusetzen: Er wechselte mehrfach die Schule, ging erst auf eine religiöse, dann eine westliche Privatschule. Nach dem Tod Ali Beys

Er befürwortete den Nationalstaat ohne Expansion

bewarb er sich heimlich bei einer militärischen Schule und bestand die Aufnahmeprüfung. Den Beinamen Kemal (arabisch: „der Vollkommene“) bekam er in dieser Zeit nach eigenen Angaben von einem Lehrer. 1899 wurde er Offiziersanwärter, betätigte sich auch bald politisch im Rahmen der jungtürkischen Bewegung, die in Opposition zum Sultan für ein Parlament und eine Verfassung eintrat. 1905 beendete er als Fünfter seines Jahrgangs die Militärakademie, gründete die Geheimorganisation „Vaterland und Freiheit“. Als Offizier rekrutierte er teils mit Einverständnis der Vorgesetzen Mitglieder, gehörte jedoch lange nicht dem Führungszirkel der Jungtürken an. 1913 war er Militärattaché in Sofia. Im Ersten Weltkrieg bewährte er sich ab 1915 bei der Verteidigung der Dardanellen, erhielt jedoch wenig offizielle Anerkennung. 1918 empfahl er den demoralisierten Truppen, Guerillaverbände in Anatolien zu bilden. Ab 1919 führte er von Ankara aus eine Gegenregierung gegen den Sultan und den Einfluß der alliierten Kriegsgegner. 1921 und 1922 erkämpfte er gegen die griechische Invasion militärische Siege, die seinen endgültigen politischen Durchbruch ermöglichten. 1922 schaffte er das Sultanat ab und zwang den Sultan ins Exil. 1923 wurde auf Kemals Initiative die Republik Türkei ausgerufen. Kemal starb 1938. *SV*

Keine Integration ohne Leitkultur

Türken bilden in der Masse weiterhin eine Parallelgesellschaft in Deutschland

Von Bernhard Knapstein

Warum funktioniert die Integration der Türken in Deutschland in der breiten Masse nicht?

Integration bedeutet in der Soziologie die Einbindung einer Minderheit in eine größere soziale Gruppe. Ungezählte Zuwanderer integrieren sich sehr schnell, auch wenn sie aus afrikanischen oder nahöstlichen Kulturkreisen kommen, weil sie sich integrieren wollen. Sie erhoffen sich dadurch Akzeptanz, Respekt und wirtschaftliche Sicherheit. Sie schicken ihre Kinder wohlüberlegt je nach Eignung auf weiterführende Schulen und fördern den Zuwachs an Bildung bis hin zum universitären Abschluß. Die Freundeskreise sind nicht auf die eigene Nationalität beschränkt, sondern gehen darüber hinaus. Sie wirken im Karnevalsverein oder in christlich-muslimischen Gesprächskreisen mit und ihre Religion hält sie nicht davon ab, sich als Teil der deutschen Gesellschaft zu begreifen. Manchmal entwickelt sich diese freiwillige Integration auch erst in der zweiten Generation. Doch in der Masse gelingt die Einbindung in unsere Gesellschaft nicht.

Losgelöst von den positiven Einzelfällen sieht es in Deutschland so aus: Wir haben die Türken zwischen 1961 und 1972 als Gastarbeiter der ersten Welle auf Zeit in unser Land geholt. Gäste geben ihre Kultur nicht auf, sie pflegen sie noch intensiver, um das Fehlen heimatlichen Bodens emotional auszugleichen. Die Türken kamen als Einwanderer in unser Land, nicht aber in unsere Gesellschaft. Und als solche haben sie ihre Familien nachgeholt. So ist es in der breiten Masse bis heute geblieben.

„Nach der islamischen religiösen Doktrin darf sich ein Muslim keiner nichtislamischen Gemeinschaft einfügen“, stellt der türkischstämmige Islamexperte Bassam Tibi dazu fest. Dieses Verbot fördere islamische Parallelgesellschaften. Tatsache ist, daß die Masse der Türken sich nicht hiesigen Sport- oder Schützenvereinen anschließt oder in sonstigen alteingesessenen gesellschaftlichen Gruppen ehrenamtlich mitwirkt. Sie leben untereinander, bilden – gewollt oder nicht – Ghettos, deren Namen etwa Berlin-Kreuzberg, Hamburg-Wilhelmsburg und Köln-Mülheim sind. Sie heiraten untereinander und pflegen zuvörderst ihre Muttersprache. Ihre Zeitungen sind in ihrer Sprache verfaßt und die liturgische Sprache in den Moscheen ist sowieso Arabisch.

Neben der religiösen Doktrin gibt es aber auch eine zweite Dimension: Deutschland läßt die Parallelgesellschaften zu, denn, so Bassam Tibi, „aufgrund ihrer Vergangenheit verbieten sich die Deutschen ein Konzept zur Integration von Fremden“ und die Durchsetzung einer Leitkultur als Wertekonsens. Während Migranten in den USA und etwa Australien Sprachtests, Geschichtsprüfungen absolvieren und die Kenntnis der wichtigsten Normen der amerikanischen Verfassung nachweisen müssen, setzten wir auf freiwillige Integration. Wir tun uns damit schwer, die Integration mit Nachdruck durchzusetzen. Noch schwerer tun wir uns damit, den Unwilligen die Aufenthaltserlaubnis wieder zu entziehen und die davon Betroffenen abzuschieben.

Deutschland kann nur integrieren, wenn es eine Werteordnung herstellt, die sie als Leitkultur zum Maßstab für die Eingliederung macht. Doch davon ist dieses Land weit entfernt.

Bis heute ungelöst

Die »Preußische Treuhand« hat ihre Entschädigungsklagen auf den Weg gebracht

Von WILHELM V. GOTTBERG

Die „Preußische Treuhand“ – eine Vereinigung von Vertriebenen zur Durchsetzung von Entschädigungsansprüchen für zurückgelassenes Eigentum in den früheren Ostprovinzen des Deutschen Reiches – hat vor dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg Individualbeschwerden gegen die Republik Polen eingereicht.

Damit hat die Organisation nun realisiert, was seit drei Jahren recht häufig angekündigt wurde. Die politische Klasse in Polen von ganz rechts bis links ist empört. Die Kommentare in den polnischen Zeitungen zu dem Vorgang haben fast durchgängig einen antideutschen Tenor und sind von dem zur Staatsräson erhobenen Vorwurf geprägt, daß die Täter (Deutsche) sich zu Opfern stilisieren wollen. Eine sachliche Diskussion über die berechtigte oder unberechtigte Forderung von Entschädigungsansprüchen kann in Polen im Jahr 2006 noch nicht geführt werden.

Die Bundesregierung hat sich, wie auch schon die rot-grüne Vorgängerregierung, von der „Preußischen Treuhand“ scharf distanziert und deren Handeln verurteilt. Tatsächlich ist aber durch Versäumnisse der Bundesregierungen seit 1990 bei der Regelung der Kriegsfolgelasten und bei den Vertragswerken mit den Nachbarstaaten im Osten die Situation geschaffen worden, die zur Gründung der Treuhand geführt haben. Durch Aussitzen und „unter den Teppich kehren“ wollte die deutsche Politik die ungelösten Entschädigungsfragen vom Tisch bekommen. Diese Strategie ist zusammengebrochen.

Länger als ein Jahrzehnt haben die betroffenen Ostdeutschen auf eine Initiative der deutschen, beziehungsweise der polnischen Regierung für die Regelung der offenen Vermögensfrage gewartet. Es hat sich nichts getan. Die Kohl-Regierung hatte 1990 versprochen, dieses Problem in absehbarer Zeit einer Lösung zuzuführen. Später ist sie, wie auch die Nachfolgeregierungen davon abgerückt. Heute heißt es lapidar, man wolle das nachbarschaftliche Verhältnis zu Polen nicht mit Fragen aus der Vergangenheit belasten.

Die Passivität der Regierungen bei der Regelung der offenen Vermögensfragen hat dazu geführt, daß die „Preußische Treuhand“ als Selbsthilfeorganisation der Betroffenen gegründet wurde. Mit Klagen vor nationalen und internationalen Gerichten will man Eigentumsrechte geltend machen und eine wie auch immer geartete Entschädigung durchsetzen.

Im Rechtsstaat Deutschland und im Rechtsstaatgebilde EU ist dies legitimes Handeln. Im Rechtsstaat Polen müssen die Menschen und vor allem die politische Klasse dies aushalten, ohne zugleich das gut nachbarschaftliche Verhältnis zu Deutschland zur Disposition zu stellen. Eine zumutbare Entschädigung für konfisziertes und zurückgelassenes Eigentum war und ist immer auch eine, wenn auch nachgeordnete Forderung der Vertriebenenverbände. Die Spitze des „Bundes der Vertriebenen“ hat sich dazu noch 2004 eindeutig bekannt.



Hab und Gut zurückgelassen: Danziger flüchten 1945 vor der Roten Armee. Foto: BpK

Allerdings sehen die Vertriebenenverbände die Bundesregierung in der Pflicht. Diese muß endlich der gebotenen Obhutspflicht gegenüber ihren betroffenen Bürgern bei der Entschädigungsfrage nachkommen.

Wenn die Bundesregierung nicht in Verhandlungen mit den Nachbarstaaten über die Lösung der Entschädigungsfrage eintreten will – nach vielen amtlichen Verlautbarungen will sie das nicht, obwohl es geboten wäre – bleibt nur noch ein Weg, die Treuhand und deren Aktivitäten gegenstandslos zu machen. Die Bundesregierung muß eine nationale Lösung anstreben und die berechtigten Ansprüche aus eigenen Mitteln entschädigen. Dies würde Deutschland keineswegs überfordern, denn vor dem Hintergrund der noch immer praktizierten deutschen Scheckbuchdiplomatie würden wenige hundert Millionen Euro den deutschen Staat nicht zahlungsunfähig machen.

Diesen Weg ist auch Polen gegangen. Einzelklagen von zwangsumgesiedelten Ostpolen aus den heute zur Ukraine gehörenden früheren ostpolnischen Gebieten, sind durch polnische Gerichte positiv beschieden worden. Der polnische Staat hat im Einzelfall entschädigt.

Die Entschädigungsproblematik für zurückgelassenes Eigentum bei Vertreibungen und Zwangsumsiedelungen ist durchaus nicht nur eine spezifisch deutsch-polnische Angelegenheit. Dieser Tage erst hat ein zypriotisches Gericht die berechtigten Eigentumsansprüche vertriebener Zyprioten anerkannt.

Die italienische Vertriebenenorganisation der vertriebenen Istrier fordert die Entschädigung oder Rückgabe des zurückgelassenen Eigentums. Zur Durchsetzung ihrer Ansprüche wollen die Italiener in wenigen Monaten einen europäischen Vertriebenenverband gründen. Deutsche Vertriebenenverbände sind dazu eingeladen worden.

Die Entschädigungsfrage bleibt auf der Tagesordnung nicht zuletzt vor dem Hintergrund der ungelösten Entscheidungsproblematik in Mitteldeutschland aufgrund der Enteignungen durch die Sowjets und des Regimes der „Sowjetischen Besatzungszone“ am Ende des Zweiten Weltkrieges.

Alle Jahre wieder

Nürnberg ganz im Zeichen der studentischen Verbindungen

Von ERNST KULCSAR

Am Nachmittag des dritten Advents endete in Nürnberg der diesjährige Thomasbummel bayerischer Couleurstudenten. Angeführt von der ersten nichtschlagenden Studentenverbindung Deutschlands, der 1836 gegründeten „Uttenruthia Erlangen“, zog sich eine weit mehr als tausend Couleurstudenten und Alten Herren zählende Kolonne durch zwei Straßen der Altstadt. „Es war ein friedlicher und fröhlicher Abschluß des Thomasfestes, genau wie in den letzten Jahren“, so der Vorsitzende des Bayerischen Landesverbands des Schwarzburgbundes, Dr. Werner Ihle. Vielleicht ein fröhlicherer als letztes Jahr, nachdem in der SPD die Diskussion um die Unvereinbarkeit der SPD-Mitgliedschaft von Korporierten in der Partei entbrannt war.

Das Thomasfest gilt als das schönste Fest der bayerischen Korporierten.

Im großen Aufseßsaal des Germanischen Nationalmuseums legte sich am späten Sonnabend das Stimmengewirr, Hunderte Korporierte und ihre Gäste nahmen ihre Plätze ein, und mit einer durch die Sprechanlage leicht verzerrten Stimme erklang die Aufforderung, die den Festkommers zum Thomastag einleiten sollte: „Corona hoch zum Einzug der Chargierten!“ Einige Sekunden Stühlerücken, schnell auf die Beine, das Bierglas zur Hand und schon erklang der „Hohenfriedberger Marsch“, den der „Bierorgler“, wie der Klavierbegleiter genannt wird, dem Instrument entlockte. „Es chargiert eine sehr verehrliche Akademische Landsmannschaft ‚Onoldia‘ zu Nürnberg“, rief der Saalfux und plötzlich fühlte man sich mitten drin in der fränkischen Universitätsgeschichte.

Was fasziniert so am Thomastag? Diese Lebenslust der Korporierten, gepaart mit weihnachtlicher Vorfreude, Ferienbeginn und das oft feenhafte Ambiente der verschneiten Nürnberger Altstadt ist das eigentliche Wesen des Thomastages seit seinem Beginn.

Vieles hat sich seither geändert. Jeder Dachverband, der etwas auf sich hält, schickt heute seine Vertreter zum Thomastag. Die eingangs beschriebene Szene im Germanischen Nationalmuseum lieferte der „Schwarzburg“. Dieser Dachverband nahm als erster großer Korporationsverband auch Damen auf. Der „Schwarzburgbund“ hat auch eine eigene Damenverbindung, die Akademische Verbindung „Athenia Würzburg“, die zum diesjährigen Thomastag schon zum zweitenmal präsidiumsführende Verbindung war.

Der „Bund deutscher Ingenieurkorporationen“ (BDIC) feierte in der Mauthalle, der katholische CV in der Meistersingerhalle. Alle Verbände stellen ihren Lebensmut unter Beweis, ihre Freude am Leben, ihre Verbundenheit zu Deutschland und Europa. Manche werden in ihnen die „ewig Gestrigen“ sehen, und merken gar nicht, wer hier gestrig ist, sogar ewig.



Thomasbummel: Alt und jung vereint Foto: Andreas Mattern

Im Germanischen Nationalmuseum nahm die Feier ihren seit mehr als einem Jahrhundert festgelegten Lauf.

Es wurden Reden gehalten, und trotz der liebenswürdig-straffen Führung des Kommerses durch Viktoria Platzen, Seniorin der „Athenia“, lockerte sich die Atmosphäre von der Feierlichkeit zum geselligen Beisammensein. Es ertönten das „Gaudeamus igitur“, Lieder aus der vornapoleonischen Zeit, Lieder der Urburschenschaft, aus der Gründerzeit, sogar ein Kommerslied, das DDR-Studenten als Verbindungslied im Honnecker-Staat durchgesetzt hatten, genau wie sie die Wiedergründung von Korporationen durchgesetzt hatten. Wer darin etwas Nationalistisches oder gar Nationalsozialistisches sehen will, der hat den Kopf an der falschen Stelle. Es sind immer die gleichen Selbsthasser, die hassen, weil sie sich selbst nicht leiden können. Diese kommen alle aus der linken Ecke, teils aus der SPD-Jugend, teils von den Grünen, teils von der Linkspartei. Sie können ohne ein Feindbild nicht existieren, und dieses Feindbild sind eben die Korporierten. Den Verbindungen werfen sie Frauenfeindlichkeit, Xenopobie vor. Wenn sie das deutsche Korporationswesen wenigstens einmal klaren Auges betrachten wollten, dann würde die Realität sie zurückholen.

Lange Zeit noch werden die Worte des Festredners Raimund Lang, ein bekannter Studentenhistoriker, die im Aufseßsaal Anwesenden beschäftigen. Raimund Lang sprach über den Studentendichter Josef Viktor Scheffel und beendete seine Festrede mit folgendem Trinkspruch Scheffels:

„Stoßt an! Ein Hoch dem Deutschen Reich! / An Kühnheit reich, dem Adler gleich / Mag's stets auf neu sich stärken! / Doch Gott bewahr's vor Klassenhaß / Und Rassenhaß und Massenhaß / Und derlei Teufelswerken!“

Scheffel starb 1886. Den Trinkspruch hätte er auch 2006 schreiben können.

Thomasfest – Eine alte Tradition

Die 1863 in Altdorf bei Nürnberg gegründete „Onoldia“ ist die einzige bayerische Verbindung im „Schwarzburgbund“, deren Wurzeln bis in die Zeit der 1623 in Altdorf bei Nürnberg gegründeten Universität reichen. Der Dachverband wurde Mitte des 19. Jahrhunderts im thüringischen Schwarzburg gegründet. Damals zogen um den Thomastag am letzten verkaufsoffenen Sonntag vor Weihnachten Professoren und Studenten zu Fuß gemeinsam nach Nürnberg, um Weihnachtseinkäufe zu tätigen. Und der Tag des Heiligen Thomas – unter anderem Schutzpatron der Studenten, fahrenden Gesellen und anderer lichtscheuer Gestalten – war eben der letzte verkaufsoffene Sonntag vor Weihnachten. Die Professoren in ihren Talaren schritten würdevoll wie Marabus durch die Menge, bis auch sie in der einen oder anderen Kneipe mit den Köpfen auf den Tischen landeten oder gar ganz unter selbigen. Sie hatten es sogar erreicht, daß der Bummel zur Lehrveranstaltung erklärt wurde, weil sie sonntags auch einen Gottesdienst besuchen mußten. Das waren die Geburtsjahre des Thomasbummels, so wie ihn die Studenten seit anderthalb Jahrhunderten in Nürnberg auch heute feiern.

Als Nürnberg 1806 seine Reichsunmittelbarkeit verlor, wurde die Universität Altdorf aufgelöst. Die Tradition des Thomastages wurde von den Studenten der von der Bayreuther Markgräfin und Tochter des Soldatenkönig 1743 gegründeten Universität Erlangen übernommen und so weitergepflegt, daß dann die Erlanger als eigentliche Erfinder des späteren Thomasbummels galten. Ein Umzug durch das Zentrum von Nürnberg beendete die Veranstaltung. So heißt es in den Annalen des „Corps Bavaria“ über das Wintersemester 1841–1842 unter anderem: „Der Thomastag wurde durch eine gemeinschaftliche Fahrt der beiden Corps [Anm. der Red: Bavaria und Onoldia] bestehend aus zwei Vorreitern, vier Droschken und 14 Chaisen nach Nürnberg gefeiert. Daselbst wurde recht fidel in verschiedenen Kneipen herumziehend der Tag verlebt. An diesem Tag begannen die Weihnachtsferien.“ Trotzdem scheint es sich nur um Einzelpersonen und nicht ganze Verbindungen gehandelt haben, Personen deren Zahl die 300 wohl nicht überschritt, aber die Studenten nahmen sozusagen als Bürger teil und nicht als Korporierte.

Gleich nach dem Ersten Weltkrieg nahmen etwa 19 Verbindungen den Brauch wieder auf. 1934 wurde der letzte Bummel vor dem Zweiten Weltkrieg durchgeführt und genau am 16. Dezember 1951 fand unter der freundlichen Aufnahme der Bevölkerung der erste Thomastag mit Thomasbummel nach der großen Katastrophe von 1945 statt.

»Moment mal!«



Beuys, Mühl und Nitsch – Künstler oder Scharlatane

Teil I / Von KLAUS RAINER RÖHL



Sogenanntes Kunsthappening: Die Joseph-Beuys-Aktion „Manresa“ 1966 in der Alten Galerie Schmela Foto: pa

Lassen Sie mich zuerst einen kleinen Schnack aus meiner Jugendzeit erzählen. In den 50er Jahren, lange vor der Gründung von „konkret“, als ich zusammen mit Peter Rühmkorf einen Jazz- und Lyrik-Keller in der Hamburger Poststraße ausbaute, es war ein ehemaliger Luftschutz-Keller, lernten wir zum ersten Mal einen Freund kennen, der gut mit Pinseln und Kleister umgehen konnte und uns beim Tapezieren half. Eigentlich aber sei er Künstler, sagte er uns, aber er malte oder zeichnete gar nichts. Statt dessen machte er Pläne, was für besondere Bilder oder andere Kunstwerke er demnächst schaffen würde, und darüber diskutierte er mit allen Menschen, die er kannte und durch das viele Herumreden und Sabbeln ging fast alle Zeit verloren, die er hatte. Er redete viel vom Existenzialismus. Alle – außer meinem Freund Rühmkorf und mir – sprachen damals über Existenzialismus, ohne auch nur zu ahnen, was das sein könnte, aber alle wollten unbedingt „Exis“ sein und um das zu dokumentieren, trugen sie Bärte und schwarze Baskenmützen, und ihr höchster Traum war, einmal per Anhalter oder sonst irgendwie nach Paris zu fahren und dort in einen „Exi-Keller“ zu gehen. Wir aber bauten unsern eigenen Keller in Hamburg, den nannten wir „Anarche“. Nicht nach Paris, sondern hierher sollten die Leute pilgern und Jazz und Lyrik hören. Rühmkorfs Lyrik. Unser tapezierender „Maler“ half uns dabei. Eines Tages aber, als wir ihn wieder einmal wegen seiner „bilderlosen Malerei“ aufgezogen hatten, kriegte er den Rappel. Er breitete Zeitungspapier im ganzen Keller aus und schüttete Farbe auf die Zeitungen. Überall entstanden Kleckse und Flecken, wie sie beim Tapezieren oder beim Anstreichen der Wände auf dem Fußboden entstehen, wenn man nicht aufpaßt, schön rot und gelb und bunt. Dann ließ er das Zeitungspapier trocknen, schnitt es in handliche Stück und packte die besten seiner so veredelten Zeitungs-Bögen zusammen, hüllte sie in eine dieser bei Künstlern heute noch gebräuchlichen übergroßen Mappen und machte sich auf den Weg nach Seebüll in Schleswig-Holstein. Zu Emil Nolde, der ihn auch bereitwillig empfing. Nach einem aufmerksamen Blick auf die Werke unseres jungen bärtigen Freundes sagte der Maler auf plattdeutsch: „Wat is dat dann?“ Darauf war unser Mann mehr als gefaßt, denn über die Kunst reden hatte er ja immer schon lieber gewollt als malen, und er legte sich mächtig ins Zeug, wobei die lange Rede leider nicht bekannt ist. Nur sein Schlußwort über seine vorgelegten Werke ist überliefert: „Das ist Existenzialismus!“ Darauf Nolde: „Ne du. Ik will di man seggen, wat dat is. Dat is Schiet, min Jung!“ So endete die künstlerische Laufbahn unseres Freundes Günter Suhrbier, der es ein Jahrzehnt später weit hätte bringen können. Der Mann war einfach zu früh geboren, er war seiner Zeit weit voraus, hätte er länger durchgehalten, wäre er heute Professor an der Düsseldorfer Kunstakademie. Er hat sich später aus Gründen, die nichts mit der Kunst zu tun hatten, das Leben genommen.

Das mit der „Anarche“, in der man auf Bierfässern saß und Cola trank und Jazz und Lyrik hörte, können wir ziemlich genau datieren: es war im Frühjahr 1952.

Zehn Jahre später war die Kunst in Deutschland mächtig vorangekommen. Was unser Maler-Freund, angeregt durch das Tapezieren der Wände, versucht hatte, hieß längst Tachismus, und inzwischen bekleckerte man das Papier nicht mehr von Hand, sondern spritzte man die Farbe schon mit Wasser-Pistolen und später mit Sprühgeräten. Eines Tages im Jahre 1965, da war ich schon Chefredakteur des unabhängigen Linksblatts „konkret“, erhielt ich eine Einladung. Draußen auf dem Gelände des Rowohlt-Verlages in Reinbek bei Hamburg sollte ein „Happening“ stattfinden, ein ganz ungeheuer einmaliges und bedeutendes Ereignis, ein einmaliges Beispiel von Aktionskunst zur Einführung eines ebenso einmaligen Buches über Happenings. Tatsächlich waren „alle“ da, alle Hamburger Intellektuellen und Presseleute und Fotografen waren da und alle standen nun draußen herum, es gab sauren Wein und kleine Häppchen, und dann kamen die Künstler, der Schriftsteller und Lyriker Jürgen Becker und der Künstler Wolf Vostell, die auch das Buch geschrieben hatten, und alle sahen zu, wie Vostell einen riesigen, mehr als zwei Meter hohen und fast ebenso breiten viereckigen Behälter aus Glas (oder war es Kunststoff?) mit Nägeln vollschüttete, die in kleinen Pappkartons bereitstanden. Die Nägel machten dabei ein Geräusch – eben wie Nägel, die in einen Behälter geschüttet werden, und niemand sagte ein Wort. Erstaunlich war der wortlose Bierernst, mit dem die Künstler agierten, es dauerte ja ziemlich lange, ehe das Ding voll war, es gab dazu keine Musik oder Kommentare, sondern nur ehrfürchtiges Raunen und bedeutungsvolles Flüstern des Publikums. Keiner sagte Tüdelkram, was in Hamburg so etwas wie Spinnkram oder Wulst bedeutet, und niemand sprach den erlösenden Satz „Dat is Schiet, min Jung!“ Die Hamburger haben Respekt vor allen Gegenständen oder Handlungen, für die gutes Geld bezahlt wird, und das war hier offensichtlich der Fall.

Moderne, experimentelle Kunst und die in ihrem Schatten segelnden Scharlatane hatte es ja lange vor dem Dritten Reich des Kunstbanausen Hitler gegeben. Nahezu alles war eigentlich schon einmal ausprobiert worden. Dann kam der Zweite Weltkrieg und der Zusammenbruch Deutschlands. Und nachdem der erste Schock über den verlorenen Krieg und seine furchtbaren Zerstörungen überwunden war und alle sich an den Wiederaufbau machten und es wieder das erste richtige Geld gab, tauchten nicht nur Kasperle-Spieler, Jongleure, Feuerschlucker und Gaukler wieder auf, sondern auch die ersten modernen Künstler, wirkliche und eingebildete. Es war eine Zeit der unbegrenzten Möglichkeiten, und diese Zeit wollten sie nutzen, und man ließ sie teilhaben am neuen deutschen Wirtschaftswunder. So tauchten im westlichen Teil Deutschlands, in Österreich und in Westberlin überraschend eine Reihe von jungen Künstlern auf, die man früher eher als mäßig begabte Debütanten angesehen hätte. Vielleicht waren sie ganz begabt gewesen und hatten im Zeichenunterricht eine Eins gekriegt: Jedenfalls handelte es sich um Leute, die den Besuch einer Kunstschule und jede Art von Ausbildung verschmäht hatten, als ihrem Genie nicht gerecht werdend.

So machten sie sich ans Werk. Sie überboten sich gegenseitig in der Verwendung ungewöhnlicher Materialien wie Filz und Margarine und vor allem Kunststoff aller Art, im Benutzen neuartiger Techniken, Farben und anderer Flüssigkeiten, durch ungewöhnliche Sujets und Themen, durch Mischung aller handwerklichen Techniken und schließlich der Kunstgattungen selbst, indem man etwa Musik und Malen und Fotografie mischte, also zum Schnellmalen eines Bildes (4 Sekunden) Flöte spielte oder Lieder sang. Die meist aus der gleichen Generation kommende neue Kunstkritik hielt alles für möglich und – machte es möglich: Die „Werke“ oder „Installationen“ des so von der Kritik gepriesenen Künstlers werden dann von der Stadt angekauft, er erhält Preise und Einzelausstellungen und schließlich eine Professur.

Was früher in Rembrandts oder Rubens’ Ateliers als Tolpatschigkeit und Ungeschicklichkeit gegolten hätte, wie das Verschütten oder Klecksen von Farbe auf dem Fußboden, ein verrutschter Pinselstrich, ein verunglückter Kreis, ein mißlungenes Porträt, ein verschmiertes Stilleben, eine falsch gemischte Farbe, eine fehlende oder ins Grobe verzerrte Perspektive – das alles war jetzt Avantgarde oder, wie Joseph Beuys es einmal nannte – „Antikunst“, eine neue Idee, ein Betreten von Neuland, über das umfangreiche Erläuterungen in den Feuilletons geschrieben wurden mit immer weniger nachprüfbaren Behauptungen. Die Idee, lediglich einen leeren Rahmen als Bild auszustellen wie in der Berliner Ausstellung des MOM im Jahre 2004, war ein vorläufiger Höhepunkt. Jeder Mensch ein Künstler. Jeder kann.

Ein Meilenstein der Entwicklung war das Happening von Beuys im Jahr 1964 zum Gedenken an den 20. Juli 1944 an der Technischen Hochschule in Aachen, zusammen mit dem ASTA der TH, ein harmloses, aber anregendes Vorspiel der 68er Aktionen. Ein Augenzeuge, der Schriftsteller Joachim Fernau („Rosen für Apoll“) beschreibt die zehnstündige(!) Mammutveranstaltung: „Nahezu tausend Studenten füllten den Hörsaal, als die Veranstaltung begann. Einer der Akteure hielt auf dem Kopf stehend eine Ansprache. Ein Mann mit Gasmaske und blauer Glühbirne auf dem Kopf schleppte keuchend Säcke mit gelbem Farbpulver herbei und entleerte sie auf der Bühne des Hörsaals ...“ Später kamen raffiniertere Auflösungen der Konventionen in Mode wie das Treiben eines Schweins über die Leinwand, dessen Schwanz in Farbe getaucht worden war, doch dieses wurde überboten – der Mensch ist das bessere Schwein – durch das Abdrücken einer vorher in Farbe getauchten nackten Mädchenbrust oder eines nackten Hinterns auf Leinwand, provokativ blasphemisch mit dem Schweißtuch der Veronika verglichen. Veronika, der Lenz ist da. Wenn schon blasphemisch, dann richtig. **Weiter nächste Woche**

Wie Nikolaus zum Weihnachtsmann wurde

Die Geschichte des Mannes, der den Kindern die Geschenke bringt, ist sehr wechselvoll und teilweise sogar weiblich

Von Manuel Ruoff

Die Geschichte des Weihnachtsmannes reicht bis ins Altertum zurück. Im 4. Jahrhundert amtierte in Myrra an der heute türkischen Mittelmeerküste der Heilige Nikolaus als Bischof. Nikolaus war ein Menschenfreund, vor allem Kindern galt seine Liebe und Fürsorge. So soll er einem armen Familienvater Geld gegeben haben, um ihn davon abzubringen, seine Töchter zur Prostitution zu zwingen und häufig soll er bei mittellosen Familien Geschenke für die Kinder durch das Fenster geworfen haben.

Am 6. Dezember 343 stirbt Nikolaus und so wird dieser Tag des Jahres zum Nikolaustag. Entsprechend seiner Kinderliebe werden an diesem Tag die Kinder beschenkt. Allerdings gibt es ein erzieherisches Element, denn nur die Artigen unter den Kleinen erhalten Präsente. Bereits 200 Jahre nach seinem Tod wird der Kinderfreund aus Myrra in der griechisch und auch der russisch orthodoxen Kirche einer der beliebtesten Volksheiligen. Doch auch im weströmischen Kulturkreis wird der Heilige populär. Im 10. Jahrhundert breitet sich seine Verehrung über Italien bis nach Deutschland aus. In der Nacht vor seinem Ehrentag füllt er dem von braven Kindern vor die Tür gestellten Stiefel oder Strumpf. Er trägt dabei entsprechend seinem Amte als Bischof einen roten Mantel, eine Mitra und einen Bischofsstab. Popularität kostet den Nikolaus die Reformation.

Martin Luther führte das Christkind ein

Martin Luther bemängelt an der katholischen Kirche nicht zuletzt eine fehlende direkte Verbindung zwischen dem einzelnen Gläubigen und Gott. Er lehnt deshalb die Heiligenverehrung ab und damit auch die Verehrung des Heiligen Nikolaus. Da der Reformator den Kindern den Nikolaus nicht einfach streichen konnte, erhielten sie als Alternative den heiligen Christ, aus dem sich das Christkind entwickelte. Der Tag der Kinderbescherung wurde im Zuge dessen vom Todestag Nikolaus auf den Tag der Geburt des Heilands verschoben.

Doch nicht nur die lutherische, sondern auch die katholische Kirche trug zur Deutungseinbuße des Nikolaus und des Nikolaustages bei. Dort sah man die Gefahr, daß im Angesicht der Geschenke die Priorität des Heilands vor dem Heiligen in den Augen des Kindes in Vergessenheit geriete. Aus diesem Grunde traten auch im katholischen Kulturkreis die Geschenke des Nikolaus am Nikolaustag in den Hintergrund gegenüber der Bescherung durch das Christkind am Tage von Christi Geburt. Da Jesus Christus männlich war und es sich beim Christkind um den jungen Christus handelt, war das Christkind logischerweise anfänglich ein Junge. Im Zuge der Säkularisation geriet die Verbindung zwischen Christus und Christkind jedoch in Vergessenheit. Da die das Christkind auszeichnenden sozialen Kompetenzen jedoch eher als weiblich denn männlich galten, wird im 19. Jahrhundert aus dem Jungen ein Mädchen, aus dem männlichen ein weibliches Christkind. Wird das Christkind älter, nähert es sich dem Erwachsenenalter, wird es zum Weihnachtsengel. Noch mehr als der Nikolaus konzentriert sich das Christkind zusehends auf das Belohnen artiger Kinder.

Zum tradierten Bild von Erziehung gehört jedoch neben dem Belohnen des Guten auch das Bestrafen des Bösen, neben dem Zuckerbrot auch die Peitsche. Diese Aufgabe übernimmt Knecht Ruprecht, der an die Seite von Nikolaus wie Christkind tritt und diese ergänzt. Er schlägt die bösen Kinder mit der mitgeführten Rute und die ganz bösen Kinder steckt er in seinen Sack und nimmt sie mit.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts tritt Knecht Ruprecht zusätzlich die Nachfolge des Nikolaus bzw. des Christkindes an. Aus dem strafenden wird der ambivalente Knecht Ruprecht, der Weihnachtsmann. Dieser selbst beschreibt die Entwicklung in Kurt Friedrichs 1935 in Leipzig und Hamburg erschienenen Buch „Es weihnachtet sehr“ sehr anschaulich und nachvollziehbar.



Im roten Mantel: Der Weihnachtsmann hat sich vom Naturburschen zum gut gekleideten Herren gewandelt. Foto: Archiv

Und die Imageverbesserung geht weiter. Im Zuge der Humanisierung der Erziehung tritt seine neue Aufgabe der Belohnung mit Geschenken zusehends gegenüber seiner althergebrachten der Bestrafung in den Vordergrund. Die Rute verkümmert und hängt ungenutzt am Gürtel herum und im Sack werden keine Kinder mehr mitgenommen, sondern Geschenke mitgebracht.

Vom Wanderer zum Schlittenfahrer

In der Entwicklung, welche Produktion und Distribution dieser Geschenke durchlaufen, spiegelt sich der Trend der modernen Industriegesellschaft zu Arbeitsteilung, Spezialisierung und Massenproduktion. Hatte der Weihnachtsmann die Präsente, die er verteilt, anfänglich noch selber hergestellt, so konzentriert er sich später auf die Verteilung. Entweder läßt er sich die Geschenke von Wichteln und Elfen aus seiner Heimat, dem Wald, zuarbeiten oder er bezieht sie aus dem Himmel vom Christkind, das dort über eine Heerschar fleißiger Englein verfügt. Dadurch kann der Weihnachtsmann sich nun ganz auf die Verteilung, wo seine Kernkompetenz liegt, konzentrieren und diese im großen Stil professionalisieren.

Anfänglich war Knecht Ruprecht zu Fuß unterwegs, wie es für einen Knecht standesgemäß ist. Später nutzte er schon Esel oder Pferd. Im Zuge der seit den beiden Weltkriegen erfolgten Amerikanisierung Europas im allgemeinen und Deutschlands im besonderen bedient sich der Weihnachtsmann inzwischen auch gerne des Fahrzeuges seines US-amerikanischen Pendants Santa Claus. Da Santa Claus im Gegensatz zum Weihnachtsmann, der wie ein Mensch die Tür benutzt, von oben durch den Kamin in die Weihnachtsstuben gelangt, bieten sich für ihn Luftfahrzeuge an. Dank des 1823 anonym veröffentlichten Gedichts „The Night before Christmas“ wissen wir, daß er mit einem von den acht Rentieren Dasher, Dancer, Prancer, Vixen, Comet, Cupped, Donner und Blitzen gezogenen, fliegenden Schlitten die Geschenke austrägt. Irgendwann in den darauffolgenden 116 Jahren muß zu den acht dann noch Rudolph gestoßen sein, von dessen Existenz wir durch ein Gedicht von Robert L. Mays aus dem Jahre 1939 wissen, das die Vorlage für Johnny Marxs Weihnachtslied „Rudolph the Rednosed Reindeer“ lieferte. Ebenso wie die Herstellung und Verteilung der Geschenke macht auch das äußere Erscheinungsbild des Weihnachtsmanns, beziehungsweise Knechtes Ruprecht über die Jahrzehnte eine Entwicklung durch.

Aus dem Wilden aus dem Wald wird eine liebenswürdige Vaterfigur. Wie das Antlitz wird auch die Kleidung über die Jahrzehnte zivilisierter. Einem Naturburschen aus dem Wald entsprechend war der Mantel anfänglich erden naturfarben. Bis zum 20. Jahrhundert wird das Kleidungsstück dann immer farbenfroher. Mal ist es rot, mal blau, mal cremefarben oder weiß wie bei Väterchen Frost. Ein anderes Mal ist es wie bei Santa Claus im Sternenhimmel-Look, was der Tarnung gegenüber Menschen dienen soll. Im 20. Jahrhundert hat sich dann eindeutig das rote Tuch mit weißem Besatz durchgesetzt. Immer wieder ist die Theorie zu hören, daß diese Kombination auf die Farben von Coca-Cola zurückzuführen sei. Doch hätte es nicht etwas Deprimierendes, wenn das Erscheinungsbild einer so hehren Figur wie des Weihnachtsmannes auf etwas derart Profanes wie das Warenzeichen eines Multis zurückzuführen wäre? Ist es da nicht viel schöner, jener anderen Theorie Glauben zu schenken, daß der rote Grundton ein Rückgriff auf die Mantelfarbe des Heiligen Nikolaus sei und sich damit der Kreis nach Generationen endlich schließe?

Die alkoholische Minne zu Ehren Gottes

Der heilige Johannes und der Wein – Ein Evangelist und seine Bedeutung

Von Manfred Müller

Beim „Neujahrsbacken“ wurde bis 1945 in Orten des Bistums Ermland der Teig mit einigen Tropfen Johanniswein angerührt. Hier, wie auch in anderen Gegenden des deutschen Kulturraums, hatte sich der alte Brauch erhalten, daß am 27. Dezember, dem Festtag des Evangelisten Johannes, in den katholischen Kirchen Wein gesegnet und den Gläubigen gereicht wurde. Eine oder mehrere Flaschen des gesegneten Johannisweins nahm man mit nach Hause, da diesem Wein im Volksglauben heilsame Wirkungen zugesprochen wurden.

Johannes der Evangelist gilt als einer der Schutzpatrone des Weinbaus. In Kirchen berühmter Weinorte findet man oft ein Bild oder eine Skulptur dieses Heiligen. Nehmen wir Rauenthal im Rheingau. In der Turmhalle der spätgotischen Kirche zeigt ein Fenster den Evangelisten mit einem Kelch, aus dem einen Schlange aufsteigt. Wie die Legende erzählt, soll Johannes von einem heidnischen Priester aufgefordert worden sein, vergifteten Wein zu trinken, um die Macht des Christengottes zu erweisen. Als Johannes den Wein trinken wollte, wurde das Gift durch die Gnade Gottes in eine Schlange verwandelt, die so dem Kelche entwich, so daß Johannes durch den Trank keinen Schaden erlitt. Über diesen Legendenbezug kam es zum Weinpatronat des Johannes. Der am Johannistag geweihte Wein hatte für die Winzer entsprechend dem Volksglauben große Bedeutung. In ihren Weinkellern verteilten sie den Johanniswein auf alle Fässer – im festen Glauben, daß nun der Wein vor Verderben bewahrt werde und der Gesundheit derer, die ihn trinken würden, dienlich sei. Bei dieser Bewendung des Johannisweins wird im Brauchtum die Brücke sichtbar zwischen dem Westen und dem Osten unseres Vaterlandes.

Am 27. September segnen die Katholiken den Wein

Wenn die Gläubigen am Johannistag den geweihten Wein trinken, ist dies ein liturgischer Akzent in der Festfreude der Weihnachtszeit. Wer die Mythologie unserer germanischen Vorfahren kennt, kann im Trinken der „Johannisminne“ unschwer die christliche Überformung einer alten germanischen Kulthandlung erkennen. Bis zur Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil sagte der Priester, wenn er den Gläubigen den Kelch mit Johanniswein reichte: „Bibe amorem Sancti Joannis!“ Frei übersetzt heißt das: Trinke und gedenke dabei liebevoll des heiligen Johannes! Denn „amor“ steht hier für „Minne“. Dieses Wort, das wir aus Begriffen wie Minnesänger und Minnedichtung kennen, geht auf altnordisch „minni“ (Erinnerung, Gedenken) zurück. In der Bedeutungsentwicklung hin zum Mittelhochdeutschen wurde dies ein liebevolles Erinnern oder Gedenken, daher die lateinische Übersetzung mit amor / Liebe. Bei den Kulthandlungen der heidnischen Germanen war das gemeinsame Trinken von Met und Bier zu Ehren ihrer Götter sehr wichtig. Die christlichen Missionare erkannten schnell, daß es kaum möglich sein würde, diese Art der heidnischen Götterverehrung zu unterdrücken. Daher bevorzugten sie die christliche Umformung dieser religiösen Sitte. In Skandinavien trank man fortan die Minne Gottes, der Gottesmutter Maria und eines besonders beliebten Heiligen (etwa Martin, Olaf, Erik) anstelle der Minne Odins, Thors oder eines anderen Asen. Im germanisch-deutschen Bereich wurde alles auf die Minne eines bestimmten Heiligen konzentriert wie im Fall der Johannisminne. Bei anderen Gelegenheiten wurden so durch das Minnetrinken geehrt: Michael, Martin, Sebastian, Stephan, Ulrich, Urban und (als weibliche Heilige) Gertrud.

Wenn unsere Vorfahren im Kreis von Bruderschaften, Gilden, Zünften, aber auch in Klostergemeinschaften zusammensaßen und den Johanniswein tranken, hofften sie, dieser Wein werde Freundschaft und Zusammenhalt stärken – Anknüpfungspunkt war das biblische Zeugnis, wonach Johannes als der Lieblingsjünger des Heilands galt. Dank der Fürsprache des Johannes sollte der zu seiner Ehre getrunkene Wein aber auch Gefahren abwenden. Daher reichte man den Johanniswein gerne Brautpaaren, Kranken und Sterbenden. Auch Schiffer und Reisende nahmen gerne den Johannisstrunk bei Abschied und Aufbruch. Die Hochachtung des Johannistrunks war in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts so stark, daß selbst der Reformator Martin Luther sich nicht ganz von diesem Brauch distanzieren wollte. Die Segnung des Johannisweins lehnte er ab, nahm aber keinen Anstoß daran, wenn nach alter Sitte beim Aufbruch zu einer Reise feierlich in der Art der Johannesminne Wein getrunken wurde. So nahm er etwa in Jena an der Verabschiedung von Schweizer Studenten teil und fand die Weinzeremonie keineswegs anstößig. Auch benutzte Luther für das Wort „Verabschieden“ durchaus noch die Redensart „den Johannestrunk nehmen“.

Der Brauch geriet in Vergessenheit

Da aber Luther nichts von einer Weinsegnung am Festtag des Evangelisten wissen wollte, entzog er dem Brauchtum um die Johannisminne letztlich die Grundlage, so daß dieses Weinbrauchtum in den protestantischen Gegenden abstarb. Bis heute findet sich dieses Brauchtum, wenn auch mitunter stark reduziert, in den katholisch geprägten Weinlandschaften des deutschen Kulturraumes. Daß die Johannisminne auch an ethnische Eigenheiten gebunden ist, zeigt sich augenfällig in einer Sakrallandschaft wie Südtirol, wo sich viel altes kirchliches Brauchtum erhalten hat. In deutschsprachigen Gemeinden kennt man den Johanniswein, in spätromanischsprachigen Gemeinden ist er unbekannt.

Für uns heute ist der Evangelist Johannes weniger als Weinpatron denn als Verkünder einer tiefsinnigen Botschaft bedeutsam, die in der Liturgie des Weihnachtsfestes an zentraler Stelle steht. „Im Anfang war das Wort ...“ In Goethes „Faust“ ringt der gelehrte Sinnsucher um eine angemessene Übertragung dieses Bibeltextes in sein „geliebtes Deutsch“. Von diesem Prolog des Johannesevangeliums her könnte sich auch für diejenigen unter uns, die den Glauben an die christlichen Heilsgeheimnisse verloren haben oder den christlichen Glauben nicht kennen, ein Zugang zu dem Heiligen eröffnen, dessen am 27. Dezember gedacht wird.

MELDUNGEN

Teheran wechselt zum Euro

Teheran – Der Iran stellt ab März 2007 seinen Außenhandel von US-Dollar in Euro um. Lange hatte Teheran damit gedroht, jetzt meint das Land es jedoch ernst. Vor allem die Beträge aus dem Erdöl-Export, die 80 Prozent der Deviseneinnahmen des Landes ausmachen, sollen in der europäischen Gemeinschaftswährung berechnet werden, ließ der iranische Regierungssprecher Gholam Hossein Elham verlauten. Dieses Vorhaben sei auch schon im Haushalt 2007 (im Iran beginnt das neue Jahr am 22. März) einkalkuliert. „Wir wollen uns dadurch aus der Abhängigkeit von der amerikanischen Währung lösen", so der Sprecher. Welche Folgen dies jedoch für den Wert des Euro und den US-Dollar haben wird, ist noch unklar. Ausweichend hieß es aus dem Büro des EU-Währungskommissars, daß man Teherans Tun nicht nachvollziehen könne.

Araber wählen eine Frau

Abu Dhabi – Bei den erstmals teilweise freien Parlaments-Wahlen für den Nationalrat wurde in den Vereinigten Arabischen Emiraten erstmals eine Frau gewählt. Bisher wurden alle 40 Nationalratsmitglieder des 1971 geschlossenen arabischen Bündnisses von den Herrschenden bestimmt. Auf dem Weg zur Demokratie darf jetzt die Hälfte der Abgeordneten vom Volk frei gewählt werden. Amal Abdallah el Kubaissi wurde nicht nur als erste Frau überhaupt in das Parlament gewählt, sondern schnitt sogar im Wahlergebnis besser ab, als ein männlicher Abgeordnetenkollege.

Kommunistische Schatten

Bukarest – Eine vom rumänischen Präsidenten Besescu in Auftrag gegebene und nun präsentierte Studie über die kommunistische Vergangenheit des Landes hat für große Kontroversen gesorgt. Ehemalige Politiker wie aktive Senatoren werden darin offiziell als Förderer des kommunistischen Regimes genannt und wehren sich jetzt gegen die Anklagen.

»Laßt mir meine Würde«

Die vergessenen Christen im Libanon / Wie elf Frauen den Ärmsten der Armen helfen

Von JÜRGEN LIMINSKI

Es sind die Ärmsten der Armen hier im Libanon, aber keiner spricht von ihnen", Fadia stockt. Sie kann den Anflug von Schmerz nur mühsam verbergen. Sichtbar kommen ihr die Gesichter der Familien, die die Rechtsanwältin und ihre zehn Freundinnen betreuen, in den Sinn. Da ist der Vater mit den neun Kindern, die Mutter war plötzlich an Herzinfarkt gestorben, er selber hat Krebs. In einer Hausruine schlafen sie auf dem Boden, die Maueröffnungen sind mit Plastikfolien verklebt, der Winter im Libanon ist hart. Da ist die Familie mit sieben Kindern, drei davon behindert. Oder die Mutter mit sechs Kindern, der Vater gestorben, ein Kind gelähmt. Niemand sonst sieht sie, „sie schämen sich", sagt Fadia, „sie tragen ihre Armut mit Würde". 49 Familien sind es im Moment. Als ein lokaler Fernsehsender eine Serie über die Ärmsten der Armen drehen wollte, um Spenden zu sammeln, weil das ohnehin magere Sozialsystem im Libanon seit Jahren schon nur die muslimische Bevölkerung im Süden von Beirut und im „Hisbollah-Land" versorgt, fragte Fadia „ihre" Armen, ob sie bereit wären, vor der Kamera etwas zu sagen. Nur zwölf Familien waren bereit. Georges sagte mit seinem matten Gesicht: „Ich lebe arm, ich bin blind, ich habe nur meine Würde. Laßt mir meine Würde."

Fadia und ihre zehn Freundinnen haben einen Verein gegründet. Sie sind „Les Dames de Secours", die „Ladies Help Group", die „helfenden Frauen". So steht es in der offiziellen Liste der Hilfsorganisationen des Innenministeriums. Das Dekret 10057 vom 17. April 2004 autorisiert sie zu dieser Hilfe. Vorher haben alle elf in anderen Organisationen mit angepackt. Aber immer wieder stießen sie auf Fälle ohne Hoffnung, auf die vergessenen Armen im Libanon, denen niemand hilft. Es sind Christen, die aus anderen Regionen vertrieben wurden oder die vom Schicksal heimgesucht wurden. „Wir helfen nur mit Sachspenden, Lebensmitteln und Medikamenten", sagt Fadia und führt den Besucher in den Keller ihres Hauses. Dort lagern die Ladies ihre Schätze für die Armen: Reis, Speiseöl, Milchpulver, Mehl, Nudeln, Dosen mit Bohnen und Erbsen, alles abgepackt in großen Tüten. Jede Tüte enthält bestimmte Mengen. Sie kaufen die Ware im Großhandel zum Einkaufspreis oder manchmal noch billiger, eine durchschnittliche Lebensmitteltüte hat einen Wert von rund 40 Euro. „Damit müssen die Familien einen Monat auskommen. Manchmal kommt ein Paket Windeln dazu, nicht nur für Babies, sondern auch für behinderte oder ältere Menschen. Es ist wenig, aber unser Budget ist schmal. Wir haben ja selbst kaum was."



Bomben trafen Christen und Moslems: Ein Junge in den Trümmern seines Elternhauses Foto: AFP

Fadia und ihr Mann Antoine arbeiten hart, um die Schulgelder für ihre vier Kinder und die Zinsen für den Hauskredit bezahlen zu können. Ähnliches gilt für die anderen. „Vielleicht müssen wir hier ausziehen," sagt sie mit einem Lächeln, „aber die Arbeit für die Armen werden wir nicht aufgeben. Sie haben sonst niemanden." Es sind nicht immer nur dieselben Familien. Wenn die Not gelindert ist, hört die Hilfe auf. „Auf jeden Fall geben wir nicht mehr als 200 Dollar pro Monat und Familie aus. Das ist das Maximum, nur so können wir auch anderen Menschen helfen. Fadia weiß auch von Erfolgen zu berichten. Dori war plötzlich arbeitslos geworden, seine Frau krank, die zwei Kinder sehr klein. Da begannen sie, Teile der Möbel zu verkaufen. „Als wir sie besuchten, hatten sie noch eine Couch und zwei Stühle." Die „Dames de secours" fanden eine Arbeit für den Familienvater. Daraufhin brachte Robert die Lebensmitteltüte zurück. Er habe jetzt Arbeit und die Zeit bis zum ersten Gehalt könnten sie irgendwie überbrücken, sie hätten ja noch die Couch und es gebe jetzt ärmere Menschen als sie. Nur das Milchpulver würden sie gern noch behalten für das Baby. „Das schreit schon, und wer weiß, ob wir die Couch bald verkaufen."

Fadia ist die Sekretärin des Vereins. Sie hebt fein säuberlich jede Quittung, jeden Beleg auf. Nichts geht verloren, jeder noch so kleine Betrag ist nachweisbar. „Es ist einfach. Wir haben ja keine Verwaltungskosten und auch keine Personalkosten. Jeder Cent geht direkt in die Hilfe." Auch die selbstgemachte Marmelade, die sie auf ihren Spendertreffen verkaufen, ist aufgeführt. Zweimal im Jahr veranstalten sie solche Treffen. Es ist die Haupteinnahmequelle. Aber von den paar tausend Euro bekommen sie ihre Armen nicht mehr satt, geschweige denn Medikamente für die chronisch Kranken unter ihnen. Denn der letzte Krieg zwischen Israel und der Hisbollah hat auch die Christen hart getroffen. Der aufkommende Tourismus wurde jäh gestoppt, viele sind jetzt arbeitslos und können anderen selbst nicht mehr helfen. Hilfsgelder aus dem Ausland werden in den Süden geschleust. Das gilt auch für die Mittel der europäischen und amerikanischen Hilfsorganisationen, denn die großen Organisationen arbeiten mit dem Staat zusammen und dessen Stellen im Sozialsystem sind in den letzten Jahren mit Nichtchristen besetzt worden. Muslimische Hilfsorganisationen helfen sowieso nur ihren Glaubensbrüdern. Wer von den Christen nicht vorsorgen konnte oder keine Familie mehr hat, der ist im wahrsten Sinn des Wortes arm dran.

Auf einem kleinen Tisch im Wohnzimmer von Fadias Haus steht das Bild des barmherzigen Jesus. Es ist die Darstellung, wie die heilige Schwester Faustyna sie sah und die auch Johannes Paul II. so sehr bewegte. „Ja", sagt sie, „ja, das ist unser Leitmotiv. Wie sind keine Kongregation, wir sind einfache Christen." Zwei bis dreimal im Jahr ziehen sich die elf Damen zu Besinnungstagen zurück und stellen einem Priester, Pater Fady Bou Chebl, der sie geistlich in ihrer Arbeit begleitet, die Fragen, die im Laufe der Zeit auftauchen. „Wissen Sie, wir wollen die Lauterkeit der Absicht leben, wir müssen uns immer prüfen, ob wir den Menschen helfen, weil wir sie lieben oder ob wir das nicht doch auch für uns tun." Pater Fady hat ein von seinem Bischof approbiertes Gebet für die Damen verfaßt. Darin bitten sie Gott, die Tiefe der christlichen Botschaft zu verstehen. Als Patronin haben sie die heilige Mutter Teresa von Kalkutta auserkoren, „weil das offizielle Dekret am selben Tag ihrer Heiligsprechung erlassen wurde und weil sie in der Arbeit für die Ärmsten der Armen auch für uns ein Vorbild ist".

Fadia weist auf ein anderes Bild auf dem kleinen Tisch. Es zeigt Mutter Teresa, den Gekreuzigten und die Gottesmutter neben dem Kreuz. Ein Satz (in arabisch) verbindet Jesus mit Mutter Teresa. Er lautet: „Komm, sei mein Licht." Es sei immer besser, ein kleines Licht zu sein, als über die Dunkelheit zu klagen. Deshalb ist Fadia überzeugt: „Jedes Zeichen des Mitgefühls und der tätigen Nächstenliebe gibt den unglücklichen Familien Hoffnung. Unser Traum ist es, ihnen zu ermöglichen, in Würde zu leben."

Das ist heute im Libanon für die Christen schwieriger denn je. Die Weltöffentlichkeit schaut auf die Schiiten, sie hat die Christen vergessen. Aber hier liegen viele Christen geschlagen im Graben und Leviten, Pharisäer und andere gehen achtlos vorbei, die Welt geht vorüber. Und wenn, gerade in Deutschland, über die Christen im Libanon berichtet wird, dann oft mit Häme und Verachtung. Aber diese Menschen ringen um die Existenz in ihrer Heimat. Manche sind zu schwach für dieses Ringen, die Kräfte reichen gerade noch, um die Armut zu verbergen. Für diese Christen gilt: Samariter gesucht! Ihr Elend ist, so hätte der Gründer von „Kirche in Not", Pater Werenfried van Straaten, fordernd gesagt, eine Chance für uns, unser Christsein unter Beweis zu stellen. Denn es gibt zwar viele Arme auf der Welt, aber nicht alle liegen auf unserem Weg.

Streit um politisch nicht korrekte Weihnachtsbäume

Ultraorthodoxer Rabbi forderte Zeremonie zum Chanukkafest auf US-Flughafen – Tannen wurden abgebaut

Von BERNHARD KNAPSTEIN

Neun Weihnachtsbäume sind in den USA zum Höhepunkt einer heftigen Diskussion um die Grenzen der „political correctness" geworden. Ihr Standort: der Flughafen von Seattle-Tacoma im US-Bundesstaat Washington. Eine Krippe war nicht aufgestellt worden.

Der Weihnachtsbaum selbst hat zwar keinen ursprünglich christlichen Hintergrund, dennoch sah sich der ultraorthodoxe Rabbi Elazar Bogomilsky genötigt, das Aufstellen eines gigantischen siebenarmigen Leuchters, einer sogenannten Menora zu fordern – unter Klageandrohung versteht sich. Das jüdische Chanukkafest (Lichterfest) hat am 16. Dezember begonnen.

Die Betreiber des Flughafens verzichteten daraufhin lieber auf die Weihnachtsdekoration und bauten die Bäume wieder ab. Der Flughafenbetreiber befürchtete, auch Muslime oder andersreligiöse Gruppen könnten gegen das geschmückte Tannengrün klagen. „Wir haben in der Hochsaison keine Zeit, kulturelle Anthropologen zu spielen", erklärte Flughafensprecherin Terri-Ann Betancourt sichtlich entnervt.

Die Beseitigung der Bäume führte allerdings nach Bekanntwerden der Hintergründe zu einer Welle

> Tannen wurden zum »Urlaubssymbol« umgedeutet

von Haß-Anrufen und E-Mails ähnlichen Inhalts bei Rabbi Bogomilsky und diversen anderen Vertretern des jüdischen Glaubens.

Genüßlich griffen die Medien den „Weihnachtskrieg" auf und zelebrierten ihn tagelang staatenweit. Zurück nach Seattle: Bogomilskys Anwalt änderte seine Strategie und verlautete nun beschwichtigend, man habe eigentlich nur mit einbezogen werden und eventuell am Flughafen eine Zeremonie abhalten wollen. Letzteres wollten aber noch nicht einmal die christlichen Mitbürger.

Doch endlich hatte man auch bei der Flughafenverwaltung in der Sache die „richtigen" Argumente zur Hand: „Der Weihnachtsbaum ist für uns nur ein Urlaubssymbol", erklärte Betancourt. „In Zukunft werden wir vielleicht Schneemänner aufbauen."

Nachdem sich aber die jüdische Gemeinde für den Wiederaufbau der Bäume engagiert und zudem erklärte hatte, auf eine Klage verzichten zu wollen, wurden die Bäume erneut aufgebaut.

Dennoch: Das Kind war in den Brunnen gefallen und die Diskussion um die Bedeutung des Weihnachtsbaums und die Grenzen politischer Korrektheit mit voller Wucht entbrannt. Dabei ist die Seattler Weihnachtsbaum-Affäre nur die Spitze des Eisbergs. In den USA hat sich ein ganzes Heer von Anwälten auf die Verteidigung von Weihnachten und Bäumen beziehungsweise auf die Durchsetzung des bundesweiten Verbots religiöser Symbole in öffentlichen Gebäuden vorbereitet. Der Oberste Gerichtshof der USA hat bisher kein Präzedenzurteil gesprochen, weshalb der Streit weiterhin lustvoll gepflegt wird.

Doch die „political-correctness"-geschulten Amerikaner sind in dem skurrilen Streit lösungswillig. So hat einer der Involvierten vorgeschlagen, auf dem Flughafen acht gleichgroße und mittig einen größeren Baum nebeneinander zu stellen, diese am Fuße sichtbar zu verbinden und jeden Baum mit einer großen Kerze zu versehen. So bekäme man nicht nur neun Weihnachtsbäume, sondern auch eine jüdische Chanukkia (Neunarmiger Leuchter). Ein muslimischer Halbmond war dem

> US-Anwälte freuen sich schon über die Klagemöglichkeit

Vorschlag indessen nicht zu entnehmen.

Der antiweihnachtliche PC-Virus hat sich aber längst weltweit ausgebreitet.

In Großbritannien, wo nach einer Umfrage 80 Prozent der britischen Arbeitgeber die traditionelle Firmen-Weihnachtsfeier ausfallen lassen, wo in vielen Großstädten selbst in privaten Einkaufszentren die Weihnachtsdeko behördlich verboten worden ist, wo BBC heuer neben jener der Queen nur die Weihnachtsansprache einer vollverschleierten Muslimin übertragen wird – genau in diesem Großbritannien verteidigte Premier Tony Blair seine Weihnachtsfreude und sprach von „irrgeleiteten PC-Brigaden". Selbst führende Muslime warnen vor den Folgen einer krampfhaften Unterdrückung von Weihnachten.

In Madagaskar hat man das Verbot Christbäume aufzustellen in diesem Jahr wenigstens nur mit dem Schutz der Forstbestände begründet.

Und selbst in Italien, in dessen Zentrum sich immerhin der Vatikan befindet, werden in einigen Kindergärten „aus Rücksicht auf Andersgläubige" keine christliche Weihnachtslieder mehr gesungen.

Es grenzt schon an ein weihnachtliches Wunder, daß ausgerechnet im kreuzliberalen Deutschland noch keine – die Augen Andersgläubiger schmerzenden – Kirchtürme zurückgebaut werden müssen.

Wächter des Koran

Reformer oder Bewahrer: Der Türke Ali Bardakoglu

Von Sverre Gutschmidt

Offiziell ist die Türkei laizistisch – Staat und Religion sind getrennt – und doch gibt es Tausende muslimischer Religionsbeamte. Die türkische Religionsbehörde „Diyanet“ („Anstalt für Religion“) ist die Herrin über 76 000 Moscheen – seit Bestehen der Republik eine Instanz, an der keiner vorbei kann – gerade auch türkische Christen nicht. Ali Bardakoglu, Chef der „Diyanet“, gibt sich nach außen dialogbereit, studierte im Westen und ist zugleich Wächter der richtigen Islamauslegung in seiner Heimat.

Die „Süddeutsche Zeitung“ beschrieb anläßlich des Papstbesuches in der Türkei Ende November den Zwiespalt, in dem Bardakoglu arbeitet: Er ist religiöses Oberhaupt und Staatsbeamter. Vor allem aber lobte sie Bardakoglu und dessen Behörde: „Er ist kein staatlicher Erfüllungsgehilfe.“ Seit seinem Amtsantritt 2003 bemühe sich Bardakoglu darum, modernisierend zu wirken, wolle Imame zum Studium verpflichten, Frauen als Predigerinnen ausbilden lassen. Sogar textkritische Untersuchungen des Koran treibe er voran.

Derart als Neuerer gefeiert, bietet sich Bardakoglu mit der von ihm geleiteten „Diyanet“ als zentraler Gesprächspartner geradezu an. Die ersehnte muslimische Autorität, die den Westen versteht, und befugt ist, für die Gläubigen der Türkei mit einer Stimme zu sprechen. Die gute Atmosphäre gegen Ende des Papstbesuches steht indes im Gegensatz zum Alltagsleben der türkischen Christen. Sie ist gerade auch bestimmt durch die Entscheidungen der Religionsbehörde als verlängertem Arm des türkischen Staates.

Christen werden schikaniert. Übergriffe gegen Priester und sogar Morde an ihnen sind keine Seltenheit. Sie bleiben meist ungesühnt auch aufgrund der Verquickung von Staat und Religion, die nur oberflächlich eine Trennung ist. Wer sich offen zum Christentum bekennt, muß mit einem Verfahren und bis zu neun Jahren Haft rechnen.

Und so wenig wie „Diyanet“ christliche Missionstätigkeit in der Türkei duldet, so sehr ist das Ministerium selbst bestrebt, zu missionieren, türkische Gläubige im Ausland zu beeinflussen. Erst 2005 brachte es zwei Bücher auf den Markt, in denen Westler ihr Bekehrungserlebnis schildern – zum Islam selbstverständlich.

Mit der „Ditib“, der „Türkisch-islamischen Union der Anstalt für Religion“ unterhält Bardakoglus Religionsbehörde seit 1984 zudem die mitgliederstärkste muslimische Organisation in Deutschland, kontrolliert 800 Moscheen und 500 Imame. Ihr Vorsitzender ist der Religionsattaché der türkischen Botschaft, Ridvan Cakir. Vorbeter für Deutschland holt sie aus der Heimat – sie werden nach vier Jahren zurückgeschickt, sprechen in der Regel kein Deutsch. Von islamischem Religionsunterricht in deutscher Sprache hielt „Ditib“ bis vor kurzem nichts – das „Ja“ verknüpfte man dann gleich mit der Forderung, den Türkischunterricht auszubauen.

Auch das trägt zum Bild aggressiver Mission im Ausland, gepaart mit Repression gegenüber anderen Religionen am Bosporus bei, verstärkt den Eindruck einer gemeinsamen Stoßrichtung von türkischem Staat und „Diyanet“, den Bardakoglu entschieden zurückweist.

„Der politischen Praxis des Propheten wird kein islamisches Land besser gerecht als die Türkei“, verkündete Cakir damals im Interview mit der „Zeit“. Diese politische Praxis beinhaltet bis heute, daß Christen keine Kirchen bauen können, christlichen Geistlichen in der Türkei Repressionen und Ausweisung drohen, Eigentumsrechte der Gemeinden nicht anerkannt werden. Christen sind in der Türkei faktisch ohne Rechtsstatus, während „Ditib“ in Deutschland die Vorzüge eines Rechtsstaates nutzt, tragen „Diyanet“-Beamte dazu bei, die laizistischen Gesetze der Türkei vor allem gegen Christen anzuwenden.

So ließen sich beispielsweise türkische Behörden 2004 nach jahrelanger Blockade dazu herab, den einzigen protestantischen Kirchenneubau seit Gründung der Türkei zur Nutzung freizugeben. Die Bilanz des Dialogs seitens der „Diyanet“: Seit Einführung der Religionsbehörde unter Kemal Atatürk 1924 sank der Anteil der christlichen Bevölkerung der Türkei von über 20 Prozent auf unter ein Prozent, so die „Gesellschaft für bedrohte Völker“.

Bardakoglu bemüht sich zwar, fanatische Moslems unter Kontrolle zu halten – beispielsweise dadurch, daß „Diyanet“ Druck ausübt, alle Grundbucheintragungen von Moscheen zu erhalten und somit die Kontrolle darüber, wer was predigt. Der Druck auf die Religionswächter selbst ist aber nicht gering. Türkisch-islamische Internetseiten fordern die Religionsbehörde zum Vorgehen gegen Christen auf, wie die evangelische Nachrichtenagentur „idea“ dokumentiert.

Was Bardakoglu vom Papst indirekt forderte, nämlich andere Religionen als „Bereicherung“ anzusehen, gilt somit offenbar nur sehr bedingt für die „Diyanet“-Politik.

Vornehme Zurückhaltung in politischen Fragen übt die „Diyanet“ vor allem, wenn andere Glaubensgemeinschaften seitens des Staates gegängelt werden. Auch der EU-Beitrittsprozeß hat daran wenig geändert, wie orthodoxe Geistliche in der Türkei betonen.



Besuch vom Papst: Einseitige Suche nach Gemeinsamkeiten — Foto: pa

Das Ende des »Penthouse-Sozialismus«

Das aufgeflogene Luxusleben österreichischer Gewerkschafts-Banker endet mit dem Verkauf an »Heuschrecken«

Von R. G. Kerschhofer

Die traurige Groteske, die mit den Karibik-Spekulationen der Gewerkschaftsbank „Bawag“ begann und schließlich fast zum Konkurs des ÖGB geführt hätte, findet einen „stilgerechten“ Abschluß: Der amerikanische Hedge-Fonds mit dem ominösen Namen „Cerberus“ bietet 3,2 Milliarden Euro für die „Bawag“ – und die Spitzen von ÖGB und „Bawag“ geben sich hochzufrieden.

Die innenpolitischen Folgen der „Bawag“-Affäre waren beträchtlich – allerdings nicht so wie es zunächst aussah: Nicht die SPÖ, sondern die ÖVP verlor die Wahlen. Die ÖVP bekam vor lauter Siegessicherheit Mobilisierungsprobleme, und der SPÖ war es dank ihrer transatlantischen PR-Berater gelungen, sich vom ÖGB zu „distanzieren“, obwohl die sozialistische Fraktion des ÖGB bisher der größte SPÖ-Spender war. Es gelang sogar, den Spieß umzudrehen: Seht nur, auch ÖVP-Leute waren Partner der „Bawag“, und überhaupt ist der Finanzminister schuld, weil die Bankenaufsicht versagt hat.

Der „Bawag“-Verkaufserlös bringt dem ÖGB kein Bargeld, denn so gut wie alles geht zur Abdeckung von Krediten und Haftungen auf. Da am Wert der noch aufzulösenden ÖGB-Stiftungen in Liechtenstein Zweifel bestehen, ist nicht einmal sicher, daß der ÖGB schuldenfrei bleibt. Die etwa 40 Millionen Euro, die bisher jährlich als „Bawag“-Dividenden ins ÖGB-Budget flossen, sind jedenfalls weg, und die schrumpfenden Mitgliederzahlen zwingen den ÖGB-Apparat erst recht zu einem drastischen „Gesundschrumpfen“ – so sagen doch Kapitalisten, wenn sie in die Bredouille kommen, oder?

Wie auch immer man parteipolitisch stehen mag, die verspekulierten Milliarden bedeuten einen Verlust für Österreich. Und nach den mehr als fragwürdigen Vorgängen, durch welche die hochprofitable „Bank Austria“, die größte Bank des Landes, vor sechs Jahren in ausländischen Besitz geriet, teilt nun auch die „Bawag“ als fünftgrößtes Finanzinstitut dieses Los.

Als Trost bleibt, daß am „Cerberus“-Konsortium auch heimische Investoren mit etwa 25 Prozent beteiligt sind, nämlich die „Post AG“, „Wüstenrot“, die „Generali-Versicherung“ und eine „Industriellen-Gruppe“ um Kreiskys einstigen Finanzminister und Vizekanzler Hannes Androsch, der nun auch in den „Bawag“-Aufsichtsrat einzieht. „Bawag“-Aufsichtsratspräsident wird „Cerberus“-Chef John Snow höchstpersönlich – und der war bis Ende Juni US-Finanzminister. Noch eine kleine Pikanterie: Die Postsparkasse (PSK) war einst aus der Post ausgegliedert und später an die „Bawag“ „privatisiert“ worden, die dafür einen bis heute offenen Kredit aufnahm. Jetzt kehrt das mit den Postämtern identische Filialnetz der PSK wenigstens zu ein paar Prozent zur nunmehrigen „Post AG“ zurück – an deren groß propagierte Privatisierung heute auch niemand mehr so recht glauben will.

Das durch die „Bawag“-Affäre aufgeflogene Luxusleben der früheren ÖGB- und „Bawag“-Spitzen inspirierte immerhin zu einer Wortschöpfung, die in Österreich zum „Wort des Jahres“ gewählt wurde: Penthouse-Sozialismus.

MELDUNGEN

»Nur wenn die USA abrüsten«

Peking – Die aktuellsten, sogenannten Sechs-Parteien-Gespräche, in denen China, Rußland, die USA, Japan und Südkorea Nordkorea darum aufforderten, in Sachen Atomtest einzulenken, haben wenig Erfolg gezeigt. Zwar schickte Nordkorea einen Gesprächspartner nach Peking, doch dieser lehnte jede Diskussion zum Thema Abrüstung ab, so lange noch Sanktionen gegen sein Land in Kraft seien. Zudem forderte der nordkoreanische Abgesandte als Atommacht das Recht, mit den USA auf gleicher Augenhöhe verhandeln zu können. Bevor die USA nicht nuklear abrüsten würden, wäre Pjöngjang dazu ebenfalls nicht bereit. Da Nordkorea in Sachen nuklearer Aufrüstung kein Einsehen zeigte, merkten am Rande des Treffens einige Japaner an, daß ihr Premierminister sich momentan zwar jede Diskussion über nukleare Aufrüstung verbeten hätte, doch sollte Nordkorea einen zweiten und dritten Atomtest starten, würde Tokio sich der Debatte nicht mehr verschließen können. Bisher ist Japan wie die Bundesrepublik Deutschland keine Atommacht und hofft im Ernstfall auf Hilfe vom Verbündeten USA, doch auch in Japan erlaubt man sich die Frage, wie realistisch diese Hilfe ist, schließlich würde ein US-Atomangriff auf Nordkorea dessen Verbündeten China aktivieren.

US-Kernkraft für China

Peking – Eine US-Firma hat den Auftrag erhalten, in China vier Kernkraftwerke zu bauen. Der 6,1 Milliarden US-Dollar schwere Auftrag soll nicht nur die Energieversorgung im Reich der Mitte verbessern, sondern auch die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern entspannen helfen.

Muslimischer Nachtclub

Kuala Lumpur – Um den Tourismus anzukurbeln, springt die muslimische Regierung im malaysischen Bundesstaat Kelantan über ihren eigenen Schatten und hat die Eröffnung von Nachtclubs erlaubt. Allerdings dürfe kein Alkohol ausgeschenkt werden und Männer und Frauen müßten getrennt bleiben. Gleichzeitig wurde nicht-muslimischen Frauen bei freizügiger Kleidung mit einer Geldstrafe gedroht.



Pianist statt Fußballer

Stars und ihre Berufswege

Der schmale, schmucke Band wurde von Marianne Wellershoff, Redakteurin des Hamburger „KulturSpiegel", zusammengestellt und herausgegeben. Er wird allen Lesern gefallen, die für gegenwärtig schaffende Künstler Interesse zeigen. Es sind Schauspieler, Musiker, Sänger, Schriftsteller, Journalisten und viele andere mehr. Selbstverständlich spielt Neugier als Antriebsfeder des Interesses eine Rolle, doch dieser Wißbegier kann sich kein Prominenter entziehen, will es auch gar nicht, denn von seinem Bekanntheitsgrad hängt seine Karriere ab. In 75 Interviews stellt Marianne Wellershoff von ihr ausgewählte Prominente vor. Nur einzelne können hier zum Leseanreiz genannt werden.

Als erste wäre Peggy March zu nennen, deren berühmter Schlager dem Buch den Titel gab. Die 1948 in Pennsylvania Geborene siegte 1965 bei den Deutschen-Schlager-Festspielen mit dem Lied „Mit 17 hat man noch Träume". Und Träume hatten sie alle, die vielfach gar nichts mit dem später ausgeübten Beruf zu tun hatten. Mario Adorf zum Beispiel wollte Philosophie studieren. Aber dann geriet er zufällig in eine Studentenaufführung von Pirandellos „Heinrich IV." und kam vom Theater nicht mehr los. Der im russischen Gorki geborene Vladimir Ashkenazy wollte liebend gern Profi-Fußballer werden; zum Glück entschied er sich, seiner Berufung zu folgen und Pianist, später auch Dirigent zu sein. Er leitete das Royal Philharmonic Orchestra in London als Musikdirektor. Benoite Groult, 1920 in Paris zur Welt gekommen, studierte Literaturwissenschaft. 1989 verfaßte sie mit „Salz auf unserer Haut" einen internationalen Bestseller. Darin tritt der bretonische Fischer Gauvain als unversiegbare Liebe ihres Lebens auf.

Bündig erklärt sie im Interview: „Es war natürlich kein Fischer. Es war ein amerikanischer Bomberpilot. Nach dem Krieg sahen ja alle Amerikaner für uns ein bißchen wie Märchenprinzen aus." Der für die Rechte der Frau streitenden Journalistin Alice Schwarzer (geboren 1942) gelang 1975 der spektakuläre Durchbruch als Schriftstellerin mit „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen". 1977 gründete sie das beachtenswerte Frauenmagazin „Emma", ein Lesegenuß für jeden, der nicht unbedingt die „Küchenfee" als Vollendung weiblichen Daseins im Blickpunkt hat.

Schließen wir den Reigen mit dem 1923 geborenen einstmaligen kaufmännischen Lehrling Horst Tappert. Der Schauspielerberuf wäre ihm nie in den Sinn gekommen, wenn er nicht nach Kriegsende und Kriegsgefangenschaft erfahren hätte, daß in Stendal das Theater wiedereröffnet werden sollte. Er fuhr hin, um sich als Verwaltungsgehilfe zu bewerben. Nach kurzem Gespräch schlug ihm der Direktor vor, Schauspieler zu werden. Man offerierte ihm einen Jahresvertrag. Seine Karriere begann, die 1974 in die „Derrick"-Rolle einmündete. In 281 Folgen der ZDF-Krimiserie spielte er den Polizeioberinspektor. Er blieb dem Publikum unvergessen.

Es macht Spaß, in diesem Buch zu blättern. *Esther Knorr-Anders*

***Marianne Wellershoff: „Mit 17 hat man noch Träume – Prominente erinnern sich"**, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2006, 158 Seiten, 6,90 Euro, Best.-Nr. 5986*



Aus der Seele gesprochen

Vera Lengsfeld zeigt Irrwege und neue Wege für Deutschland auf

Vera Lengsfeld, ehemalige DDR-Bürgerrechtlerin und langjährige Bundestagsabgeordnete, ist überzeugt: „Deutschland kann mehr als seine Politiker, denen in den letzten 15 Jahren kein einziges politisches Projekt wirklich geglückt ist." In ihrem aktuellen Buch „Neustart", das den langen Untertitel „Was sich in Politik und Gesellschaft ändern muß. Umdenken lohnt. Freiheit und Fairneß statt Gleichheit und Gerechtigkeit" trägt, spricht sie vielen frustrierten Bürgern aus der Seele. Lengsfeld, die zwei Söhne hat, weiß auch aus den Erfahrungen ihrer noch jugendlichen Kinder, wie schwierig es ist, die heutige Bundesrepublik Deutschland zu verstehen und zu lieben.

Die 1988 aus der DDR nach England ausgewiesene Politikerin war von 1990 bis 2005 Mitglied des Bundestages. Erst bei den Grünen, wechselte sie 1996 zur CDU, doch zahlreiche in „Neustart" geschilderte Erlebnisse aus der Welt der Politik zeigen, wie sie bei ihren Versuchen, mit Argumenten statt mit Parteiprogrammen zu überzeugen, gescheitert ist.

Lengsfeld kann trotz ihrer eigenen Politikkarriere nicht begreifen, warum die Parteien nicht merken, daß sie mit ihrem Tun Deutschland an die Wand fahren. Die Bürger hätten keine Lust mehr, ständig enttäuscht zu werden, und sie wenden sich – wie aktuelle Zahlen belegen – von den Parteien ab.

Die einstige Abgeordnete klagt über die zu hohe Staatsquote in Deutschland und führt die Nachteile von zuviel Gerechtigkeit an, welche in unserem Land die Freiheit längst erstickt habe. „Dabei wird eine schamlose Ausbeutung der Leistungsträger anstandslos in Kauf genommen. Schließlich soll die geforderte Umverteilung ja der Gerechtigkeit dienen."

Gewerkschaftern und 68ern werden von der Autorin ziemlich scharf die Leviten gelesen. Aber auch in anderen Bereichen weist sie auf Fehlverhalten hin. Die von Rot-Grün ins Leben gerufene und von der Großen Koalition anstandslos übernommene Energiepolitik ist für die 1952 in Thüringen Geborene der reinste Wahnsinn. Genauso wie der Länderfinanzausgleich und der Aufbau Ost. Vor allem der Milliardentransfer in die neuen Länder ist für die Mitteldeutsche nicht logisch nachvollziehbar. „Heute gleichen die neuen Länder Ostereiern am festlichen Strauß: außen leuchtend bunt bemalt und schön, innen leider hohl."

Auch zur Globalisierung äußert sich die Autorin, sieht aber keine Alternative zu ihr und meint, daß Deutschland, wenn es richtig aufgestellt wäre, auch in diesen Zeiten bestehen würde.

Doch anstatt sich zu öffnen, würde dem Versuch, gleiche Lebensverhältnisse um jeden Preis zu schaffen, nachgetrauert, würde „noch vor den Gefahren des Kapitalismus gewarnt, der nunmehr konkurrenzlos seine Raubtiernatur offenbare. Dabei wird übersehen, daß die Bilanz des Kapitalismus insgesamt sehr positiv ist. Die Welt hat ihre Pro-Kopf-Produktion seit 1820 verzehnfacht. In Westeuropa und den USA ist der Wohlstand sogar um das 20- bis 30fache gestiegen."

In Ländern, in denen das Umverteilungsexperiment voll ausgelebt wurde, seien Diktatur und Verarmung der ganzen Gesellschaft die Folge gewesen.

„Es ist richtig, daß Geld frei und unabhängig macht, aber eben nur selbst verdientes Geld", so Lengsfeld abschließend, die in ihrem Buch interessante, neue Wege für Deutschland aufzeigt. *R. Bellano*

***Vera Lengsfeld: „Neustart! Was sich in Politik und Gesellschaft ändern muß. Umdenken lohnt. Freiheit und Fairneß statt Gleichheit und Gerechtigkeit"**, Herbig, München 2006, geb., 207 Seiten, 16,90 Euro, Best.-Nr. 5984*



Aber wohin nur?

Ostpreuße aus Gumbinnen sucht nach der Räumung der Stadt seine Familie

Hans Henning Balk-Rothänger wurde am 24. Oktober in Gumbinnen / Ostpreußen geboren und im Hause seines Großvaters von ihm und seiner Tante Emma, genannt ‚Mama', erzogen.

In „Der weite Weg – Von Gumbinnen in Ostpreußen nach Hamburg" gewährt der Autor Hans Henning Balk-Rothänger dem Leser einen Blick zurück in die Vergangenheit. In die Zeit der Weltwirtschaftskrise der 20er Jahre, die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges.

Ferner berichtet er über seine Heimat Gumbinnen, die Brauerei in der sein Großvater arbeitete und viele kleine Anekdoten aus seiner Kindheit und Jugend.

„Für Pfingsten 1934 hatte Großvater sich eine große Überraschung ausgedacht. Er hat sich vom Brauereidirektor für ein Wochenende den großen Pkw mit Fahrer ausgeliehen, um mit der ganzen Familie nach Bischofsburg zu fahren. Der Grund lag auf der Hand: Sein Sohn Karl hatte seinen Meisterbrief erhalten und sich selbständig gemacht. Das Auto war ein Opel-Sonderklasse und mit Extras ausgestattet wie Trennfenster zum Fahrer mit Sprachrohr, ausklappbarem Tisch und zusätzlich ausklappbaren Sitzen ... Es war eine ganz tolle Fahrt, wir Kinder hatten Limonade und es gab Kaffee aus der Thermosflasche und Kuchen."

Viele schöne Erinnerungen teilt der Autor in diesem Buch dem Leser mit, doch warf auch beim ihm der Zweite Weltkrieg einen großen dunklen Schatten auf sein damals noch so junges Leben.

„Die täglichen Kriegsereignisse hatten mich so im Griff, daß ich bislang noch nicht einmal Zeit hatte, nach meinem Genesungsurlaub im Mai 1944 meinen Lieben in der Heimat zu schreiben. Ich hatte gehört, daß die Russen schon vor Gumbinnen standen. Aber wohin sollte ich nun schreiben? Während meines Heimaturlaubes haben meine Lieben nicht daran geglaubt, daß die Räumung der Stadt so schnell befohlen würde."

Hans Henning Balk-Rothänger beschreibt in „Der weite Weg" sein Leben und seine Umgebung im Wandel der Zeit und wie es ihn letzten Endes nach Krieg, Entbehrungen und Gefangenschaft nach Hamburg verschlug.

„Wir liefen langsam in den Hauptbahnhof (Hamburg) ein. Der Bahnhof, die Bahnsteige, das ehemalige Glasdach, der Schutt, die Menschenmassen, die britische Militärpolizei, die deutsche Polizei kaum zu erkennen und wieder: Menschen, Menschen ... Die Haltestelle hieß Eppendorfer Baum, mein Ziel der Abendrothsweg. Ja, nun stand ich hier, am Eppendorfer Baum, kurz vor Ende meiner Odyssee ... Ich klingelte bei Meyer, und überraschend schnell, als wäre ich beobachtet worden, öffnete sich im Souterrain das Fenster ... Und ich erkannte meinen Großvater. Mein Opa! Ich ließ meinen Seesack fallen, sprang durch das Fenster und stand mitten in der Küche. Wir fielen uns in die Arme, wir weinten vor Freude ..."

Ein Büchlein randvoll mit persönlichen, sehr anschaulich beschrieben Erinnerungen. *A. Ney*

***Hans Henning Balk-Rothgänger: „Der weite Weg – Von Gumbinnen in Ostpreußen nach Hamburg"**, Bella Vista, Hamburg 2006, broschiert, 160 Seiten, 12,80 Euro, Best.-Nr. 5985*

Erfindung Preußens

Die deutsche Marktwirtschaft ist älter, als man vermuten mag

Wer glaubt, die einst prosperierende deutsche Marktwirtschaft sei eine demokratische Erfindung der Nachkriegszeit, den belehrt Ehrhardt Bödecker eines Besseren. Der Eigner des Brandenburg-Preußen-Museums in Wustrau hat als Jurist und erfolgreicher Privatbankier mit Geschichtsstudium eine profundere Sicht auf „Preußen und die Wurzeln des Erfolgs" (so sein Buch von 2005) als viele Vorbeter seines jetzigen Fachs, denen entgegen der Faktenlage zu Preußen nur Militarismus und Obrigkeitsstaatlichkeit einfällt.

Ludwig Erhardt hatte die großartig erfolgreiche Marktwirtschaft bereits vor Inkrafttreten des Grundgesetzes eingeführt. Parlamentarisch wäre sie abgelehnt worden, sagte er später. Die preußische Marktwirtschaft, knapp 100 Jahre vorher dekretiert, „verwandelte Deutschland aus einem relativ mittellosen und in vieler Hinsicht rückständigen Land in eine der größten Mächte der Erde ... eine Umwälzung von noch nie dagewesenen Ausmaßen", wie Prof. David Nachmansohn, das letzte jüdische Mitglied der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, noch 1982 schrieb.

Wie war das möglich in einem jungen Staat aus 25 Ländern und Städten großer mentaler, religiöser und politischer Unterschiede, die sich zum Teil noch vor kurzem erbittert bekriegt hatten, mit sozialen Problemen der Industrialisierung und dem eines jährlichen Geburtenüberschusses von 600 000?

Woran lag es, daß bis zum Ersten Weltkrieg durchschnittlich 380 000 neue Arbeitsplätze entstanden, die Arbeitslosigkeit mit ein bis zwei Prozent ein Bruchteil von der in Frankreich und England betrug, Deutschland auf allen Gebieten industrieller Hochtechnologie führend wurde, in der Chemie sogar beherrschend? Wieso gab es viermal soviel Selbständige wie heute? Wie kam es zu diesen Daten pro Kopf: Steuerbelastung 1913 nur ein Zwanzigstel der heutigen, Staatsschulden 1912 nur etwa ein Viertel Frankreichs und die Hälfte Englands – obwohl Deutschland für Soziales sechsmal mehr als Frankreich und das 24fache von England ausgab –, das Sparguthaben war 1910 zweieinhalbmal so groß wie in diesen Ländern? Wie konnte bis 1913 die Mark in 38 Jahren 87 Prozent an Wert halten, während es in derselben Zeitspanne bis 2000 nur 31 Prozent waren?

Der Grund dieser und noch vieler weiterer Bestwerte war ein Staat, der die Maximen Friedrichs des Großen befolgte, der im Sinne seines Vaters geschrieben hatte: „Eine Regierung muß sparsam sein, weil das Geld, das sie erhält, aus dem Blut und Schweiß des Volkes stammt. Das Geld ohne Rücksicht auf die Zukunft ausgeben, heißt handeln wie ein Diktator ...", und noch drastischer: „Jeder Fürst, der die staatlichen ... Einnahmen vergeudet, handelt wie ein Straßenräuber."

Die Staatsquote betrug 14 Prozent, es gab prozentual weniger als ein Sechstel der heute öffentlich Beschäftigten. Ganz krass: Im preußischen Kultusministerium schufen 35 Beamte in Zusammenarbeit mit den Staaten des Reiches ein weltweit führendes Höheres und Hochschulsystem.

Dadurch errang Deutschland in Medizin und Naturwissenschaften mit 20 Nobelpreisen fast so viele wie die Niederlande, England, Frankreich und die USA zusammen. Heute schaffen dies mindestens 38 Staatssekretäre und 130 000 öffentlich Bedienstete plus im Verhältnis dreimal so viele Lehrkräfte nicht.

Insgesamt arbeitete der deutsche Staat in allen Bereichen, schon damals international anerkannt, einmalig effizient, weil seine Amtsträger fachlich sehr kompetent ohne das heutige Beraterheer praxisgerecht und zügig ihre Aufgaben erfüllten.

Dies und die im Verhältnis zu heute märchenhafte Freiheit von staatlicher Regulierung sowie von politischer und gesellschaftlicher Gängelung waren ein Erfolgsrezept. Bödecker gibt viele Anregungen dafür, was nötig wäre, wieder in etwa dahin zu kommen, wo wir schon einmal waren. Dieses eingängige und einprägsame Brevier der Marktwirtschaft sollte Pflichtlektüre für jeden Politiker sein. *Manfred Backerra*

***Ehrhardt Bödecker: „Preußen und die Marktwirtschaft"**, Olzog Verlag, München 2006, geb., 135 Seiten, 9,90 Euro, Best.-Nr. 5987*



Wer druckt mein Buch

Ratgeber für Autoren

Wer Sätze wie „... sind wir zu der Entscheidung gelangt, daß sich Ihr Werk nicht für eine Veröffentlichung in unserem Verlag eignet" gelesen hat, der findet im „Ratgeber für neue Autoren 2007 / 2008" Hinweise darauf, daß er nicht der einzige ist, der derartiges zu hören bekommt. In dem sehr informativen Ratgeber klären zahlreiche Autoren Menschen, die ein Buch publizieren wollen, darüber auf, wie steinig der Weg zum Bestseller ist. Schon allein der Versuch, einen Verlag zu finden, sei für den normalen Durchschnittsbürger so gut wie unmöglich. Warum dies so sei, wird dem Leser anhand zahlreicher Beispiele aus dem Verlagsalltag mitgeteilt.

Auf sehr amüsante Weise wird geschildert, wie die Uhren in Verlagen ticken, wer das Sagen hat, welcher Autor unabhängig von der Qualität seines Buches warum Chancen hat und wieso eben der Durchschnittsbürger kaum die Möglichkeit erhält, in die Autorenschaft der großen Verlage herzlich aufgenommen zu werden.

Wer denkt, mit einem Roman oder seiner Autobiographie reich zu werden, dem nimmt der Ratgeber ziemlich schnell die Hoffnung. Ob Belletristik, Lyrik oder Hörbuch; der Leser wird aufgeklärt, wie der Markt arbeitet und wer einem bei der Veröffentlichung helfen kann. Schreiben sei ein Handwerk, das durchaus erlernbar sei und auch große Autoren wie Goethe hätten ihre ersten Werke nur mit Eigenfinanzierung überhaupt drucken können. Hier erklären die Autoren den Unterschied zwischen Publikumsverlagen, Selbstverlag, Zuschußverlag und Büchern auf Nachfrage.

Neben Informationen und Erfahrungsberichten von Autoren enthält der durchaus unterhaltsame Ratgeber auch zahlreiche Adressen von Verlagen, Zeitungen, Magazinen und Literaturverbänden. *Bel*

***Thomas R. Wolf (Hrsg.): „Der Ratgeber für neue Autoren 2007 / 2008"**, Frankfurter Ratgeber Verlag, Frankfurt 2006, brosch., 490 Seiten, 12,80 Euro, Best.-Nr. 5988*

Sonderangebot!



Fried von Bartocki / Klaus von der Groeben
Adolf von Bartocki
Das Lebensbild des ostpreuß. Oberpräsidenten, Kart., 201 Seiten
Best.-Nr.: 5892, Nur noch € 2,95

Klaus von der Groeben
Das Land Ostpreußen
Selbsterhaltung, Selbstgestaltung, Selbstverwaltung 1750–1945, Kart., 334 Seiten
Best.-Nr.: 5893, Nur noch € 4,95



Hildegard Rauschenbach
Zuhause in Pillkallen
Das dörfliche Leben in Ostpreußen und auch die Zeit der Kindheit und Jugend.
Geb., 183 Seiten
Best.-Nr.: 4192, € 12,95



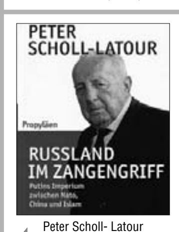
Henryk M. Broder
Hurra, wir kapitulieren!
Der ultimative Albtraum für alle Verfechter der Political Correctness
Geb., 167 Seiten
Best.-Nr.: 5846, € 16,00



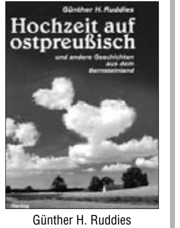
Alexander Fürst zu Dohna-Schlobitten
Erinnerungen eines alten Ostpreußen
Geb., 384 Seiten, 66 Abbildungen
Best.-Nr.: 1211, € 14,95



Kinderland am Pregelstrand
Königsberger Heimatfibel-Erstes Lesebuch für die Kinder Königsbergs
Nachdruck der Originalausgabe von 1927
Kart., Kart., 80 Seiten
Best.-Nr.: 5378, € 9,95



Jürgen Roth
Deutschland-Clan
Deutschland im Griff einer korrupten Elite.
Geb., 256 Seiten
Best.-Nr.: 5505, € 19,90



Peter Scholl- Latour
Russland im Zangengriff
Putins Imperium zwischen Nato, China und Islam
Geb., 432 Seiten, m. 16 S. Farbabbildungen u. Karten
Best.-Nr.: 5929, € 24,90

Günther H. Ruddies
Hochzeit auf ostpreußisch
und andere Geschichten aus dem Bernsteinland
Geb., 221 Seiten
Best.-Nr.: 5755, € 9,90

Marion Junker (Hrsg.)
Weihnachten im alten Ostpreußen
Viele Erzählungen, Gedichte, Lieder und Bilder
Geb., 173 Seiten, zahlr. Abb.
Best.-Nr.: 5980, € 14,95



Buch der Woche

Georg Meck
Das Geld kriegen immer die anderen
Wofür arbeiten wir eigentlich?
Eine Abrechnung

„Mehr Netto vom Brutto“ hatte Angela Merkel als Kanzlerkandidatin versprochen, doch das Gegenteil ist der Fall: Von unserem Gehalt bleibt uns immer weniger. Die Regierung mutet uns zum 1. Januar die größte Steuererhöhung der Nachkriegsgeschichte zu, die Gesundheit wird immer teuer, die Beiträge zur Rentenversicherung werden weiter steigen. Dabei geht schon jetzt jeder zweite erwirtschaftete Euro über Steuern und Sozialabgaben an den Staat.

Der Volkswirt Georg Meck hat sich die Gehaltsentwicklung von Berufsanfängern, Alleinerziehenden, Teilzeitkräften, Normal- und Besserverdienern vorgenommen und den Irrsinn der staatlichen Umverteilung analysiert: im ersten Schritt die direkten Abzüge, dann der indirekte Zugriff über Verbrauchssteuern vom Sekt bis zum Benzin, mit dem Autofahrer dem Staat jährlich 40 Milliarden Euro überweisen. Dabei wird deutlich, wer die Gewinner und die Verlierer der Umverteilung sind.

Kart., 168 Seiten
Best.-Nr.: 5983, € 14,90



Ernst- Otto Luthardt
Weihnachtliche Küchengeheimnisse
Rezepte, Spiele, Gedichte, Geschichten und Lieder
Geb., 62 Seiten
Best.-Nr.: 5952, € 2,95



Agnes Miegel
Mein Weihnachtsbuch
Besinnliches aus Ostpreußen
Geb., 151 Seiten
Best.-Nr.: 1103, € 12,95



Selma Lagerlöf
Geschichten zur Weihnachtszeit
Alle Weihnachtserzählungen der Autorin
Geb., 208 Seiten
Best.-Nr.: 2819, € 14,90



Hajo Bücken
Das große Weihnachtsbuch
Basteln, Backen, Brauchtum, Spielen und Erzählen
Geb., 192 Seiten
Best.-Nr.: 3003, € 9,95



Torkild Hinrichsen
Weihnachten in Europa
Entdeckungsreise und Bild-ABC zu Unterschieden und Gemeinsamkeiten
Kart., 112 Seiten
Best.-Nr.: 4277, € 11,95

Sonder-Angebot: jedes Buch – „Mängelexemplare“



Hildegard Ratanski
Getränkte Erde - Lebenerinnerungen einer Ostpreußin
Kart., 175 Seiten
Best.-Nr.: 5679
statt € 8,90 - Ersparnis 66 %



Waltraud Hansen
Die Erde liegt unter den Füßen der Mutter
Lebensbericht einer Mutter von 13 Kindern
Kart., 142 Seiten
Best.-Nr.: 5680
statt € 8,40 - Ersparnis 64 %



Johanna Tuliszka
Und weidet mich auf einer grünen Aue
Erinnerungen einer Berlinerin, aus dem Jahrgang 1923
Kart., 620 Seiten
Best.-Nr.: 5712
statt € 24,00 - Ersparnis 87 %

Herbert Finck
Geopferte Jugendjahre
Als Kriegsgefangener in Italien, Nordafrika, den USA und England
Geb., 172 Seiten
Best.-Nr.: 5716
statt € 9,90 - Ersparnis 70 %



Helmut Luther
Friedrich Karl von Preußen
Das Leben des roten Prinzen
Kart., 320 Seiten
Best.-Nr.: 5168
statt € 9,90 - Ersparnis 30 %

Herrenschmuck-Set "Ostpreußen"



Edles Herrenschmuck-Set, bestehend aus: Manschettenknöpfen, Krawattenklemme und Anstecknadel (Pin).

Alle Schmuckstücke sind aufwendig emailliert.

Lieferung in repräsentativer Geschenkbox (ohne Abb.)

Best.-Nr.: 5960 € 49,95

Das Weihnachtsgeschenk!







Joachim Fest
Ich nicht
Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend
Geb., 366 Seiten
Best.-Nr.: 5797, € 19,90



Walter Flex
Das Weihnachtsmärchen des 50. Regiments
Nicht nur für viele Soldaten war dieses Märchen fester Bestandteil der Weihnachtsfeier.
1 Audio-CD, Laufzeit: 60 Minuten
Best.-Nr.: 5926, € 9,95



Rainer F. Schmidt
Bismarck
Realpolitik und Revolution
Geb., 335 Seiten
Best.-Nr.: 5809, nur € 4,95





George P. Gooch
Friedrich der Große
Preußens legendärer König
Geb., 443 Seiten
Best.-Nr.: 5832, nur € 4,95



Erich Valentin
Mozart
Eine Biographie
Geb., 208 Seiten
Best.-Nr.: 5833, nur € 4,95



Max Kerner
Karl der Große
Leben und Mythos
Geb., 303 Seiten
Best.-Nr.: 5882, nur € 4,95



Dietrich Gronau
Luther
Revolutionär des Glaubens
Geb., 202 Seiten
Best.-Nr.: 5881, nur € 4,95





PMD Preußischer Mediendienst

Bitte Bestellcoupon ausfüllen und absenden oder faxen an: Preußischer Mediendienst
Parkallee 86 · 20144 Hamburg · Fax: 040 / 41 40 08 58 · Tel: 040 / 41 40 08 27
Lieferung gegen Rechnung. Versandkostenpauschale € 4.00, Auslandslieferung gegen Vorkasse, es werden die tatsächlich entstehenden Portogebühren berechnet. Videofilme, DVDs und MCs sind vom Umtausch ausgeschlossen.

51

Bestellcoupon

Menge	Best.- Nr.	Titel	Preis

Vorname: Name:
Straße/Nr.: Telefon:
PLZ/Ort:
Ort/Datum: Unterschrift:

Über 1500 weitere Artikel finden Sie auch in unserem Internetshop www.preussischer-mediendienst.de

Von Ruth Geede

Einmal im Walzertakt

Erinnerungen an einen Afrikaner in preußischer Uniform

Es war ein Bild, das ich an einem Sonntagmorgen in einer Wochenzeitung sah. Es berührte mich nicht auf den ersten Blick, auch nicht auf den zweiten, nein, es interessierte mich lediglich in Zusammenhang mit dem Text, einem Bericht über das Deutsche Historische Museum in Berlin. Und dann kam der Name: Sabac el Cher. Er wies auf den Mann in preußischer Uniform hin, den das alte Gemälde zeigt, wie er von einer jungen Frau zärtlich umarmt wird. Sein Gesicht hebt sich aus dem Schwarzbraun des Hintergrundes kaum hervor, denn der Abgebildete ist ein Dunkelhäutiger. Und da kam aus der fernen Kindheit die Erinnerung, zuerst noch vage, dann immer konturenreicher. Und dann war sie da, die kleine Geschichte, die in unserer Familie erzählt wurde, damals in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Königsberg in Preußen.

Aber sie geht noch weiter zurück, in das Königsberg der unbeschwerten Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Als die Familien noch an schönen Sommertagen in die Gartenlokale vor der Stadt zogen, um bei Kaffee und Kuchen den Klängen der Musikkapellen zu lauschen. In Luisenhöh spielte eine der Musikkapellen der Königsberger Regimenter und Pionierbataillone, die immer eine große Zuhörerschar hatten. Besonders die „Kronprinzen“, denn da war der Kapellmeister ein hochgewachsener dunkelhäutiger Mann, der die Menschen mit seiner mitreißenden Musik in seinen Bann zog. Ihn und den „alten Krantz“, den Musikmeister vom Infanterieregiment 43, kannte jeder Königsberger.

Ich weiß nicht genau, ob es da geschah oder im Tiergarten, ob bei einer öffentlichen oder geschlossenen Veranstaltung, vielleicht auf einem Militärball – jedenfalls wurde getanzt. Meine Eltern waren damals ein junges Ehepaar, mein Vater, ehemaliger Kavallerist, mit Linienscheitel und hochgezwirbelter Bartzier, machte wohl eine gute Figur, aber er konnte nicht tanzen. Er führte zwar sein Mariechen auf das Parkett, doch die junge Frau – lieblich anzusehen in ihrer Seidenrobe mit der Wespentaille – hing anscheinend etwas unglücklich in seinen Armen. Denn es soll folgendes geschehen sein: Der dunkelhäutige Kapellmeister gab seinen Taktstock weiter, schritt quer durch den Saal zu dem jungen Paar und bat meinen Vater um die Erlaubnis, mit seiner Dame tanzen zu dürfen. Die war ebenso verdattert wie ihr Mann, lief wahrscheinlich rot wie eine Pfingstpäonie an und ließ sich dann von dem stattlichen Kapellmeister weiterführen. Alle Augen ruhten natürlich auf dem Paar, auch die ihres Mannes natürlich – „aber was sollte er tun? Es war ja ein Tänzchen in allen Ehren“, beteuerte meine Mutter auch Jahre später, als sie mir, ihrer Jüngsten, von diesem Ereignis erzählte. Papa sagte dazu nichts, er war überhaupt ein großer Schweiger. „Tanzen konnte der Mann ja wunderbar“, fügte meine Mutter hinzu, „aber unangenehm war es mir doch gewesen, er war doch so berühmt, der Sabac el Cher!“ Der Name war es, der mich faszinierte. Und wie immer, wenn mir ein Wort gefiel, wiederholte ich ihn leise: Sabac el Cher!

Das tat ich auch jetzt, als mich dieser Name aus der Zeitung ansprang. Und ich mußte lächeln: Der Traumtänzer meiner Mutter! Mein Gott, wie lange war das her, mehr als ein Jahrhundert! Aber jetzt wurde er lebendig, nahm Gestalt an, eine sehr dunkle Gestalt, denn in Wirklichkeit soll er hellhäutiger gewesen sein als auf dem Bild von Emil Doerstling zu sehen, das dieser 1890 malte. Vielleicht um den Gegensatz zu der jungen Braut zu zeigen, die ihren weißen Arm um seine Brust legte. Gertrud Perlig hieß sie, war dunkelblond, blauäugig, sehr mädchenhaft. Ich mußte an das verlorene Foto denken, das meine Mutter als junge Frau zeigte. Sie sah darauf der Musikerbraut ähnlich. Vielleicht hatte der königliche Musikmeister sie deshalb als Tänzerin gewählt?



Der preußische Musikmeister: Sabac el Cher mit seiner Frau Gertrud Foto: DHM

Die Ehe soll sehr glücklich gewesen sein. Meine Mutter erzählte, daß sie der Frau des Musikmeisters manchmal begegnet sei, wenn diese mit ihren beiden Söhnen spazierenging. Natürlich fielen sie auf, denn die dunkle Augen- und Hautfarbe ihrer afrikanischen Vorfahren schlug bei ihnen noch stärker durch als bei ihrem Vater. Man erzählte, daß ihre Mutter sie manchmal in Tücher hüllte, um sie vor neugierigen Blicken zu schützen. Aber als ich dies erfuhr, war Sabac el Cher nicht mehr in Königsberg, er war auch kein königlicher Musikmeister mehr, sondern Kapellmeister in Berlin und begann eine neue Karriere als Leiter des ersten Rundfunkorchesters.

Er war in seine Geburtsstadt zurückgekehrt, denn er war im Prinz-Albrecht-Palais zur Welt gekommen. Der Preußenprinz hatte seinen Vater, der damals ein Junge war, von einem Ägypten-Aufenthalt mitgebracht, er soll ihm von dem damaligen Vizekönig Mehmet Ali übergeben worden sein. Der Junge erhielt den Namen August Albrecht Sabac el Cher und setzte die an europäischen Höfen zur Tradition gewordenen Haltung der „Kammermohren“ fort. Diese standen in ihrer sozialen Stellung und Besoldung höher als die meisten Hofbeamten und genossen großen Respekt. Sohn Gustav konnte jedenfalls eine glänzende musikalische Laufbahn einschlagen, die ihm außer einem stattlichen Sold Ruhm und Ehre einbrachten. Als Gustav Sabac el Cher 1934 verstarb, kondolierte seiner Witwe auch der im holländischen Doorn in der Emigration lebende letzte deutsche Kaiser Wilhelm II. Von Sabacs Söhnen fiel der ältere als Angehöriger der deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg, der jüngere setzte später als Geiger die musikalische Tradition seiner väterlichen Vorfahren fort.

Das Gemälde, das vom Deutschen Historischen Museum erworben wurde, dürfte in Königsberg entstanden sein und sich bis zum Zweiten Weltkrieg auch dort befunden haben. Wer die Dauerausstellung „Deutsche Geschichte in Bildern und Zeugnissen“ im Berliner Zeughaus besucht, wird auch vor dem Bild von Doerstling stehen bleiben – dessen Geschichte ich hier in Ansätzen geschildert habe. Aber mich hat schon als Kind die Begegnung meiner Mutter mit diesem außergewöhnlichen Menschen fasziniert, mag sie auch nur eine Walzerlänge gedauert haben. Und eine Äußerung von ihr ist in meiner Erinnerung geblieben: „Er hatte eine so riesige Hand, die schwarz und schwer auf meiner Schulter lag und mein Seidenkleid ganz zerdrückte.“ Auf dem Gemälde ist sie zu sehen. Er legt sie um seine Gertrud, die treu an seiner Seite gestanden hat, auch in späteren schwierigen Zeiten, ein Leben lang – sie verstarb kurz nach ihm!

Das Ostpreußenblatt

Nr. 51 – 23. Dezember 2006

»Die zweite Geburt einer Kirche«

Der Abschluß der Renovierungsarbeiten an Heiligenwaldes Gotteshaus wurde mit einem Einweihungskonzert gefeiert

Diesen Herbst konnte die Kirche von Heiligenwalde mit einem Konzert eingeweiht werden. Vor zwei Jahren hatte das Gymnasium Nummer 2 die Kirche in sein Schulprogramm als Nutzer übernommen. Die Schwerpunkte Landeskunde und Denkmalpflege werden damit abgedeckt, die Arbeitsstellen unterstehen dem Direktor, und die Schüler bringen sich mit der Pflege der Anlagen und mit Veranstaltungen ein. So kam es Anton Iwanowitsch als Direktor der Schule zu, die Gäste des Konzertes zu begrüßen.

Die Kirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Ja, die Ordenskirche aus dem 14. Jahrhundert, die nach Kriegsende 50 Jahre lang als Getreidelager gedient hatte, sah an diesem Herbsttag wie eine richtige Kirche aus. Die Renovierungsarbeiten waren abgeschlossen, ein gepflasterter Weg führt um die Kirche herum, bunte Blumenanlagen begrüßen die Besucher, und innen waren 120 im Sommer gelieferte Stapelstühle so aufgestellt worden, daß sie wie das Gestühl in der Vorkriegszeit angeordnet waren. „Einst stand hier ein Schuppen für die Traktoren“, fuhr der Direktor fort, „nun erklingt in diesem Gebäude Musik, und kulturelles Leben kann stattfinden. Zudem ist die restaurierte Kirche ein Zeichen für den neuen Geist, für die Wertschätzung der alten Kulturdenkmäler und für den Einsatz für die gemeinsame deutschrussische Geschichte. Es ist das Werk von Georg Artemjew. Er hat alle seine Kräfte für die Restaurierung der Kirche eingesetzt. Ihn ehren wir mit diesem Konzert.“

Ein Porträt von Georg Gawrilowitsch Artemjew, dem langjährigen Schulleiter von Heiligenwalde, hing rechts neben dem Chorraum, dort, wo früher die kunstvoll geschnitzte Kanzel von 1675, wie auch der barocke Beichtstuhl von dem Königsberger Meister Clodssey geschaffen, gestanden hat. An der Kanzeltür waren einst Petrus und Paulus malerisch dargestellt, an der Treppe und am Kanzelkorb Moses und Szenen aus der Offenbarung. Heute ist die Kirche kahl. Die Kunstschätze, eine gotische Madonna mit Kind, eine gotische Heiligengruppe mit Madonna und mit dem heiligen Nikolaus, dem Schutzpatron der Kirche, eine Kreuzigungsgruppe, Abendmahlskelche und Taufbekken gibt es nur noch in einer Foto-Ausstellung, die im Sommer 2006 in sorgfältiger Kleinarbeit zusammengestellt wurde und seitdem regen Zuspruch findet; das Königsberger Fernsehen zeigte sie komplett. Nur noch der mittelalterliche Taufstein und das Weihwasserbecken sind vorhanden. Beides dekorierte Kunstlehrerin Natalja Nikolajewna mit prachtvollen Blumenarrangements für das Konzert. Bemalte hölzerne Emporen zogen sich einst an den Wänden entlang. Dort befanden sich die Plätze der Patronatsherren, unter anderem die Grafen zu Dohna-Schlobitten aus Willkühnen, Nachfolger derer von Wallenrodt, die ebenfalls Patronatsherren der Kirche von Heiligenwalde waren. Die geschnitzte Pracht wird wohl, ebenso wie das Gestühl und die gedrehten Säulen, verfeuert worden sein. Aber eine Empore gibt es wieder, gemauert an der Turmseite, die zwei zusätzliche Räume birgt, „Kabinette“, in denen man allerhand aufbewahren kann. Eine Holztreppe führt hinauf, liebevoll gestaltet wie die hölzerne Balustrade. Für die Kinder des Gymnasiums ist es ein Erlebnis, auf die Empore steigen und die Kirche von oben betrachten zu dürfen.



Einweihungskonzert in der Kirche von Heiligenwalde: Dem Publikum wurde ein anspruchsvolles Programm geboten. Foto: privat

Solche beglückenden Szenen konnte Georg Artemjew nicht mehr erleben. Er starb am 9. Januar dieses Jahres im Alter von 67 Jahren; die restaurierte Kirche wurde sein Vermächtnis. 15 Jahre seines Lebens hatte er in dieses Werk investiert. Auf einen zehnjährigen Kampf mit der Bürokratie folgten vier Jahre intensiver Aufbauarbeit, von Georg Artemjew mit Umsicht geleitet und günstig durchgeführt durch die Mithilfe der Dorfbewohner. Den Hinterbliebenen war das Herz schwer an diesem sonnigen Herbsttag. Der Verlust ist zu groß, besonders für die Mitglieder des „Vereins zur Erhaltung der Kirche von Heiligenwalde“, die in dem Deutschlehrer Georg Artemjew ihren eigenen Dolmetscher hatten. (Vergleiche *PAZ* Nr. 9.)

Um so fröhlicher waren die kleinen Künstler vom Gymnasium

Fortsetzung auf Seite 14

Wolfskinder auf Reisen

Litauens Honorarkonsul Wolfgang Freiherr von Stetten lud auf den Stammsitz seiner Familie

Von Anita Motzkus

In diesem Jahr jährte sich nach jenen dramatischen Tagen im Baltikum im August 1991 zum 15. Male die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland sowie Litauen, Lettland und Estland. Aus diesem Anlaß hatte der Honorarkonsul der Republik Litauen in Baden-Württemberg, Professor Dr. Wolfgang Freiherr v. Stetten, zu einer Feier auf den Stammsitz seiner Familie Schloß Stetten nach Künzelsau eingeladen. Neben den Rednern Altbundespräsident Professor Dr. Roman Herzog und dem ehemaligen Staatspräsidenten von Litauen Professor Dr. Vitautas Landsbergis war eine große Zahl Gäste aus Deutschland und den drei baltischen Staaten eingeladen. Eine der geladenen Gruppen waren die ostpreußischen Wolfskinder. 40 der in Litauen noch lebenden etwa 100 bis 120 Wolfskinder begaben sich mit einem Bus gemeinsam auf die lange Reise.

Freiherr von Stetten, ehemals Vorsitzender der Deutsch-Baltischen Parlamentariergruppe, war Anfang / Mitte der 90er Jahre auf die Wolfskinder in Litauen aufmerksam geworden. Er hielt Kontakt zu ihnen und half vielen von ihnen bei der Erlangung eines deutschen Passes, kümmerte sich um manche ihrer persönlichen Dinge und sammelte Spenden, hauptsächlich über die Rotarier-Clubs Deutschland, die nach der Aufnahme Litauens in die Europäische Union allerdings wie das Deutsche Rote Kreuz ihre Hilfe einstellten.

Freiherr von Stetten hatte in Künzelsau einen besonderen Wiedersehensabend für die Wolfskinder mit einer schönen Feierstunde eingeplant. Nach den Feierlichkeiten in Künzelsau schloß sich für die Wolfskinder noch eine Stadtbesichtigung von Berlin und Dresden an. Müde nach der langen Reise, aber dankbar und erlebniserfüllt nahmen sie in Litauen ihr Alltagsleben wieder auf.



Wolfskinder vor dem Berliner Dom an der Schiffsanlegestelle Friedrichsbrücke: Zu dem Besuchsprogramm gehörte auch eine Visite in der deutschen Hauptstadt. Foto: Motzkus

Neue Abgaben auf importierte Autos

Seit Beginn dieses Monats gelten in der Republik Polen für den Import von Neu- wie Gebrauchtwagen neue Regeln. Fortan gibt es zwei von der Hubraumgröße des Motors abhängige Abgabensätze. Für Automobile bis zu zwei Liter Hubraum beträgt er nur 3,1 Prozent, für Autos mit größerem Motor satte 13,6 Prozent. Die Zollämter verbinden, so der Sprecher des Zollamtes in Allenstein Ryszard Chudy, mit der Neuregelung die Hoffnung, daß die Fahrzeugimporteure zukünftig wahrheitsgemäßere Angaben machen. Krzysztof Czulowski von der Wochenzeitung „Auto Gielda Warmia i Mazury“, der auf den Gebrauchtwagenmarkt spezialisiert ist, äußerte die Vermutung, daß die neue Steuer zur Einführung neuerer Autos als bisher führen werde. In den ersten elf Monaten dieses Jahres haben private Importeure etwa 662 000 Autos in die Republik eingeführt. Der größten Popularität erfreuen sich bisher Autos, die in den 90er Jahren produziert wurden; ihr Anteil am Gesamtimport beträgt 80 Prozent.

»Die zweite ...«

Fortsetzung von Seite 13

bei der Sache, die mit ihrem Schulbus nach Heiligenwalde gekommen waren. Alles war spannend: Das Umziehen in der Sakristei, das letzte Üben vor dem Konzert, das Beobachten des Königsberger Fernsehens, das Aufnahmen von der Kirche machte und den Baumeister Viktor Michailowitsch Staruschkin interviewte.

Und dann begann das Konzert mit dem Auftritt der Singgruppe „Liedchen" unter der Leitung von Larissa Iwanitzkaja und Elena Lapschina. Ihr Lied „Weit – weit" schien die ostpreußische Landschaft zu beschwören. „Kultur gehört allen Menschen." Das war einer der ersten Sätze von Georg Artemjew, der sich seinen deutschen Freunden einprägte. Seine Lebensweisheiten sind es wert, gesammelt zu werden. Musik gehört erst recht allen Menschen. Auf dem Cembalo spielte Natalja Wislawckaja Tschaikowskys „Feentanz" und die „Arie" aus der Suite Nr. 3 von Johann Sebastian Bach, Elena Lapschina spielte Händels „Alemanda" und „Sarabanda". Die jüngsten Sängerinnen und Sänger, der Chor „Sonnenscheinchen" unter der Leitung von Tatjana Mandrikina, hatten den neugierigen Gästen schon vor dem Konzert stolz mitgeteilt, daß sie „Das gute alte Klavier" von Joseph Haydn vortragen würden. Nun sangen sie voller Inbrunst.

Besondere Höhepunkte waren der Auftritt eines Gastchores aus Powunden, der geistliche Lieder vortrug, und der Solistin Tatjana Schiwowa, die im Programm als eine der berühmtesten Sängerinnen Rußlands vorgestellt wurde. Als sie mit ihrem Mezzosopran das „Ave Maria" in der Kirche erklingen ließ, waren die Herzen mit Dankbarkeit erfüllt.

Bedauerlich nur, daß keine deutschen Gäste da waren. Die Planung war zu kurzfristig gewesen, um eine Gruppenreise durchzuführen, und die Vorsitzende des Vereins, Bärbel Beutner, zählt nicht als deutscher Gast. Im Jahre 2007 aber soll ein deutscher Einweihungsgottesdienst gefeiert werden, was sicherlich besonderes Interesse bei den russischen Medien hervorrufen wird, die sehr gern über die früheren deutschen Bewohner berichten.

Nach dem Konzert fand eine Zusammenkunft in der Schule von Heiligenwalde statt. Nach russischer Sitte gedenkt man eines Toten 40 Tage nach seinem Tode, dann neun Monate nach seinem Tode, und das Jahresgedenken schließt die Trauerzeit ab. Verwandte und Freunde finden sich zu einem Tisch ein, es wird nur von dem Toten gesprochen und zu seinem Gedächtnis gegessen und getrunken.

Nun trafen sich Georg Artemjews Freunde – ein Ehepaar war aus Angerapp gekommen –, Vertreter der Verwaltung und Kollegen an seinem langjährigen Wirkungsort. Alle waren als Pädagogen tätig oder früher tätig gewesen, wurde erheiternd festgestellt. Die einzige Ausnahme bildete der Referent für Öffentlichkeitsarbeit der Administration, Wladimir Orloff. Aber seine Frau ist Deutschlehrerin. „Kirche und Schule bildeten in den deutschen Dörfern eine Einheit", sagte eine Lehrerin. „Diese Tradition wird in Heiligenwalde heute wieder verwirklicht."

Tatsächlich zeichnet sich auch für die Schule in Heiligenwalde – der deutsche Bau stammt aus dem Jahre 1936 – eine neue Zukunft ab. Ein Jugendbildungszentrum hat im September 2006 mit der Arbeit begonnen. Galina Engelewna, die Ehefrau von Georg Artemjew, hat die Leitung übernommen. Ein Kulturzentrum, in dem die Kirche als Veranstaltungshaus und Museum und die Schule als Tagungs- und Bildungsstätte dienen sollen, ist angedacht.

Ein breites Presse-Echo folgte dem ersten Konzert in der wieder erstandenen Ordenskirche. „Die zweite Geburt einer Kirche", schrieb die Neuhausener Zeitung „Unsere Zeit" auf der Titelseite, um in der nächsten Sonnabendausgabe noch einen zweiseitigen Bericht zu bringen. „Neues Leben in alter Kirche" stand in einer größeren Regionalzeitung. Ein ausführlicher Report kam im Königsberger Fernsehen, in dem die Kirche in ihrem Glanz erstrahlte und das Porträt von Georg Artemjew groß auf dem Bildschirm erschien. „Soviel Aufhebens um meine unbedeutende Person!" hätte er mit einem feinen Lächeln gesagt. Er war das Herzstück von Heiligenwalde, zu ersetzen ist er nicht. Die Spitze der Administration von Neuhausen dankte Bärbel Beutner mit einem besiegelten, kunstvoll gestalteten und gerahmten Schreiben für die geleistete Arbeit. Die Arbeit geht jedoch weiter. Das Werk in Heiligenwalde hält noch viele Aufgaben bereit.



„Hier ist ein großes Werk entstanden": Diese Worte Anton Iwanowitsch Denisonoks anläßlich des Einweihungskonzertes der Kirche von Heiligenwalde sind nicht übertrieben. Foto: privat

---

Die ostpreußische Familie

Lewe Landslied,
liebe Familienfreunde,

„Schon wieder eine Bibel!" – nein, lieber **Jochen Bauer**, das sage ich so nicht, denn die Heilige Schrift gehört in die Weihnachtszeit, und wenn es sich um ein sehr altes Buch handelt, das Sie seinen einstigen Besitzern übermitteln wollen, ist das eine wundervolle Gabe. Bleibt nur zu hoffen, daß diese noch leben und unsern Familienbericht lesen, was schon ein Wunder wäre, denn das Ereignis, zu dem diese Bibel geschenkt wurde, war ein Hochzeitstag – und der liegt genau 70 Jahre zurück: Am 5. Dezember 1936 wurden **Walter Hans Briken** und **Käthe Lotte Lobdowski** im Königsberger Dom getraut! Gewidmet wurde die Bibel dem Brautpaar von dem damaligen Dompfarrer, wie die Inschrift mit Signatur und Siegel auf der ersten Seite beweist. Die erregte vor allem Herrn Bauers Interesse, als er das leider etwas beschädigte Buch vor zwei Jahren in einem Antiquitätengeschäft in Rößel fand, denn er stammt auch aus der Domstadt, wohnte früher Lawsker Allee 45. Allein diese Widmung kann zu den rechtmäßigen Eigentümern oder deren Angehörigen führen, wie der Finder hofft. Jochen Bauer lebt heute in Spanien, ist über E-Mail schnell zu erreichen. Ich sage Ihnen zuerst einmal herzlichen Dank für Ihr Angebot, lieber Herr Bauer, ich würde mich mit Ihnen freuen, wenn es klappt. (Jochen Bauer, Avd. Levante 18, San Gines, E 30860 Pto. de Mazarron, E-Mail: hj.bauer@gmx.net.)

Eine erfreuliche Resonanz hat auch **Waltraut Krause de Olivares** zu verzeichnen, obgleich auch wie bei Herrn Lubbe das Hauptanliegen unbeantwortet blieb: Sie und ihre Zwillingsschwester wollten wissen, was im Januar 1945 auf dem Bahnhof Beynuhnen geschah, nachdem der letzte Zug nach Angerburg abgefahren war. Die Familie Krause hatte während der Kriegsjahre dort gewohnt, weil Vater Walter für diese Bedarfsstelle als unabkömmlich abgestellt worden war. Seine schwangere Frau und die beiden ältesten Kinder landeten auf der Flucht auf dem Gut Wüstenfelde bei Stralsund. Wann Walter Krause Beynuhnen verlassen hat, wie der weitere Lebensweg bis zu seinem Tod in Stralsund Ende Mai 1945 verlief, ist unbekannt. Das konnte auch – bisher – nicht geklärt werden. Aber es meldeten sich drei Leserinnen, die Bezug zu Beynuhnen hatten. Eine erinnerte sich an glückliche Kindertage, wenn sie zu Besuch bei den Großeltern war und von ihrem Opa vom Bahnhof Beynuhnen mit Pferdekutsche oder Schlitten abgeholt wurde. Die zweite Leserin hat sogar auf dem Bahnhof gewohnt, weil ihr Vater einer Rotte zugeteilt worden war. Sie konnte sich allerdings nicht an die Familie Krause erinnern. Dafür aber die dritte Anruferin aus Güstrow. Sie stammte aus Beynuhnen, war 1945 bereits 19 Jahre alt und konnte sich noch genau an Herrn Krause erinnern, denn sie mußte jedesmal, wenn sie nach Angerapp wollte, ihre Fahrkarte bei ihm lösen. Er sei, so sagte sie seiner Tochter, ein großer stattlicher Mann gewesen, immer sehr nett und zuvorkommend. Auch an seine Frau und die älteren Geschwister von Frau Krause de Olivares konnte sie sich gut erinnern, und diese Mitteilung war für die Fragestellerin sehr erfreulich, denn sie und ihre Schwester hatten den Vater nie gekannt. Die Mädchen wurden am 28. April 1945 geboren – ihr Vater verstarb einen Monat später nur sieben Kilometer entfernt im Marine-Lazarett Stralsund, ohne von der Geburt der Zwillinge zu wissen!

Es ist schon so, daß die Gedanken zwischen den Jahren noch stärker in die Kindheit zurückwandern als sonst – so ergeht es nicht nur mir, sondern vielen Landsleuten, das merke ich an den Briefen und Karten aus der Weihnachtspost. Da wird von schönen aber auch bitteren Erinnerungen gesprochen, weder die einen noch die anderen gehen auszulöschen. Ich greife einen Brief heraus, der mich besonders berührt hat, denn er enthält keinen Wunsch, keine Bitte, keine Erfolgsmeldung. Es war das Stichwort Metgethen – über das furchtbare Geschehen, das dort durch die russische Soldateska geschah, will ja Herr **Tobias Metzner** eine Dokumentation erstellen –, das **Gisela Brandstätter** aus Leichlingen veranlaßte, an uns zu schreiben. Über eine Frau, die dem Waisenkind aus Juditten – Vater erschlagen, Mutter verhungert – damals sehr geholfen hat und die für sie unvergessen blieb. Die zehnjährige Gisela war mit ihrer Schwester in ein Labiauer Kinderheim gekommen, beide fast verhungert. Deshalb waren sie aus dem Kinderheim Juditten weggebracht worden, als dieses offiziell besichtigt werden sollte. Giselas Schwester war nur noch ein Knochengestell, sie selber wurde wegen ihrer großen Augen, die alles widerspiegelten, was sie gesehen hatte, „Eule" genannt. In Labiau nahm sich Frau **Besowski** der kleinen Gisela an, weil diese so viel wie möglich lernen wollte, wie ihr Vater es den Kindern geraten hatte: Was ihr gelernt habt, kann euch niemand nehmen! Frau Besowski und ihre beiden Schwestern stammten aus Metgethen, sie war Lehrerin und schenkte Gisela als Belohnung für ihren Lerneifer das „Wiesenbuch" von Karl Heinrich Waggerl. Es stammte aus der Schulbücherei der Oberschule für Jungen in Labiau. Frau Brandstätter besitzt es noch heute, es hat sie auf ihrem weiteren Lebensweg begleitet, und sie holt es gerade jetzt zur Weihnachtszeit hervor, um ihren Erinnerungen – und den Tränen – freien Lauf zu lassen. Sie denkt an Weihnachten 1945 im Yorklazarett in Königsberg, 1946 im Kinderheim Juditten, 1947 im Tbc-Krankenhaus Bernburg / Saale. Aber es kommen auch schöne Erinnerungen an unbeschwerte Kindertage, an die Geborgenheit und Wärme, die ihr das Elternhaus gegeben hat – und die Waage ist wieder austariert.



Ruth Geede Foto: privat

Meine liebsten Gedanken gehen natürlich auch in die ach so ferne Kinderzeit in Königsberg zurück – und da denke ich in jedem Jahr an die **Oma Kahnert** und ihr Kramlädchen in der Königstraße, über das ich schon oft geschrieben habe, – sogar ein naher Verwandter meldete sich vor einigen Monaten bei mir – denn es war für mich ein kleines Paradies. Zwar gab es bei ihr die notwendigen Schulsachen zu kaufen, aber auch Stammbildchen, Hauchpapier, Bogen mit Anziehpuppen, Murmeln, Kreisel, Malstifte und dann natürlich die Weihnachtsbögen, in die wir unsere Glückwünsche für die Eltern schrieben – mit dem gerade in der Schule gelernten Weihnachtsgedicht. Das man mit gefalteten Händen vor dem brennenden Weihnachtsbaum aufsagte und dabei prompt stecken blieb. Nie hätte ich gedacht, daß ich einmal altersmäßig Oma Kahnert überrunden würde, denn sie war damals bereits in den 80ern und damit für uns steinalt, aber sie kletterte mühelos auf die Leiter, wenn sie aus den obersten Fächern ihres bis auf den letzten Platz vollgestopften Ladens etwas hervorkramen wollte, was sie nie dem jeweiligen Lehrmädchen, das sie stets „Ernachen" nannte, überließ – das hätte ja herunterfallen können! Ihre unverwüstliche Gesundheit schrieb sie den überreich konsumierten Knoblauchpillen zu – man roch es über Lakritz-, Gummi,– Leim- und sonstige Düfte hinweg. Natürlich gibt es einen besonderen Anlaß, daß ich mich auch in diesem Jahr zur Weihnachtszeit wieder so intensiv an Oma Kahnert erinnere, denn ein Leser dieses Namens schrieb mir, weil er im Rahmen seiner Familienforschung Probleme hat, die ich allerdings alleine auch nicht lösen kann. Aber sicherlich unsere große Ostpreußische Familie, die ja immer hilfsbereit ist – entgegen den Erfahrungen, die unser Leser **Gerhard Kahnert** leider bisher machen mußte, aber das soll hier nicht zur Diskussion stehen.

Also: **Gerhard Kahnert** gehört der Nachkriegsgeneration an, seine Vorfahren väterlicherseits kommen aus Schlesien, die mütterlichen – deren Namen er auch trägt – aus Ostpreußen. Er beschäftigt sich sehr mit genealogischen Forschungen und hat auf diesem Gebiet viel Erfahrungen, aber hier kommt er einfach nicht weiter. Seine Vorfahren stammen vor allem aus dem Kreis Pr. Eylau. Zu seiner Familie dürfte auch eine **Erika Kahnert** gehören, über die es vor langer Zeit im Ostpreußenblatt einen Bericht gegeben haben soll, der leider im Augenblick nicht auffindbar ist. Erika Kahnert wurde zirka 1941 in Tharau geboren. Das Kind ging auf der Flucht verloren, wurde dann später von der Mutter gefunden, wollte aber nicht zu dieser zurück, sondern bei den Pflegeeltern bleiben. Wer kann sich an diese Geschichte erinnern oder hat Beziehung zu den damals erwähnten Personen?

Auch die zweite Veröffentlichung, die Herr Kahnert sucht, habe ich bislang nicht finden können, obgleich ich etliche Jahrgänge des „Redlichen Ostpreußen" durchforstet habe. In einer älteren Ausgabe soll ein Bericht über einen **Michael Kahnert** aus dem Kirchspiel Uderwangen erschienen sein, der als „Bienenkahnert" bekannt war und 108 Jahre alt geworden sein soll. Im Kirchenbuch konnte Gerhard Kahnert diesen ostpreußischen Methusalem nicht finden, aber sicherlich wird jemand aus unserem Leserkreis helfen können. Denn mit diesem mehr als biblischen Alter dürfte „Bienenkahnert" seiner Zeit zu den ältesten Deutschen gezählt haben, wenngleich er auch die sagenhaften 111 Jahre nicht erreichte, die den Neidenburger Friedrich Sadowski berühmt machten. Ich hoffe, daß Herr Kahnert mit seinen Suchwünschen endlich Erfolg hat und sich auch weitere Träger dieses Namens melden, denn ihm liegt die Geschichte seiner Familie und deren Transparenz in die Gegenwart sehr am Herzen. (Gerhard Kahnert, Buxtehuder Straße 14 in 21689 Harsefeld, Telefon 04 164 / 88 81 62. Mobil 016 062 234 49)

Auch hier muß jemand aus unserm Leserkreis helfen, denn ich konnte bisher nicht klären, was unter der rätselhaften Bezeichnung „Borussia Orientalisch" gemeint ist. Diese Eintragung steht auf einem Taufschein, der kürzlich dem Kirchenamt der katholischen Pfarrgemeinde „St. Lamperti" in Gladbeck vorgelegt wurde. Herr Karl-Heinz Leitzen, Vorsitzender der Gruppe Gladbeck der Landsmannschaft Ost- und Westpreußen, an den sich das Kirchenamt wandte, konnte trotz intensiver Recherchen die Angelegenheit auch nicht klären und wendet sich deshalb an unsere Ostpreußische Familie. Ich bin gespannt, ob sich eine und welche Deutung dieser seltsamen Bezeichnung ergeben wird. (Karl-Heinz Leitzen, Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen, Humboldtstr. 8 in 45 964 Gladbeck, Telefon: 02 043 / 25 810)

Ruth Geede



ZUM 103. GEBURTSTAG

Werner, Rudolf, aus Schapten, Kreis Ebenrode, jetzt Thaulerstraße 18, 81739 München, am 26. Dezember

ZUM 99. GEBURTSTAG

Lange, Erich, aus Gr. Drebnau, Kreis Fischhausen, jetzt Kakabellenweg 34, 24340 Eckernförde, am 28. Dezember

ZUM 98. GEBURTSTAG

Höbermann, Jutta, geb. Schwabe, aus Bilderwaitschen und Königsberg, jetzt Gravenhorststraße 1, 21335 Lüneburg, am 18. Dezember

Wisch, Minna, geb. Riedel, aus Pobethen, jetzt Hermann-Kröger-Straße 1, 23669 Timmendorfer Strand, am 31. Dezember

ZUM 97. GEBURTSTAG

Hennig, Thusnelda, geb. Hennig, aus Goldbach, Kreis Wehlau, jetzt Ahornweg 12, 25524 Itzehoe, am 27. Dezember

ZUM 96. GEBURTSTAG

Grabowski, Alma, geb. Heybutzki, aus Groß Schläfken, Kreis Neidenburg, jetzt Karl-Marx-Damm 44 a, 15526 Badaarow, am 28. Dezember

Kerklies, Maria, geb. Sentek, aus Heinrichstal, Kreis Treuburg, jetzt Am Sandbrink 27, 31061 Alfeld, am 25. Dezember

Kloß, Gertrud, aus Talussen, Kreis Lyck, jetzt Grabenstraße 1, 59320 Ennigerloh, am 27. Dezember

Schade, Anna, geb. Wichmann, aus Ortelsburg, jetzt Kieler Straße 6, 22946 Trittau, am 26. Dezember

ZUM 95. GEBURTSTAG

Mrusek, Ewald, aus Tapiau, Schloßstraße, Kreis Wehlau, jetzt Hockenstraße 84, 28717 Bremen, am 26. Dezember

Willuweit, Frieda, geb. Böttcher, aus Argenbrück, Kreis Tilsit-Ragnit, jetzt Naugardter Straße 18, 27721 Ritterhude, am 26. Dezember

ZUM 94. GEBURTSTAG

Eggert, Else, geb. Rabe, aus Wehlau, Kirchenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Spiekershäuser Straße 8, 34266 Niesetal, am 29. Dezember

Reypa, Gustav, aus Aulacken, Kreis Lyck, jetzt Sieben-Planeten-Straße 39, 58454 Witten, am 30. Dezember

Schulz, Wilhelm, aus Wolittnick, Kreis Heiligenbeil, jetzt Hoher Weg 2, 23554 Lübeck, am 29. Dezember

ZUM 93. GEBURTSTAG

Plewa, Blanka, aus Seehöhe, Kreis Lötzen, jetzt Am Springberg 20, 49214 Bad Rothenfelde, am 27. Dezember

Thews, Helene, geb. Göbbert, aus Zinten, Kreis Heiligenbeil, jetzt Bacharacher Straße 17-21, 12099 Berlin, am 20. Dezember

ZUM 92. GEBURTSTAG

Doll, Helene, geb. Schulz, aus Kleindünen, Kreis Elchniederung, jetzt Altengammer Hausdeich 34, 21039 Hamburg, am 26. Dezember

Kryschak, Eduard, aus Scharfenrade, Kreis Lyck, jetzt Richtweg 20, 28844 Weyhe, am 28. Dezember

Müller, Rudolf, aus Schellendorf, Kreis Ebenrode, jetzt Brahmsstraße 5, 67061 Ludwigshafen, am 28. Dezember

Neumann, Georg, aus Bischofstein, Kreis Rößel, jetzt Schünbusch 1, 30855 Langenhagen-Godshorn, am 22. Dezember

Pawelzik, Helene, aus Schönhorst, Kreis Lyck, jetzt Am Schaperkamp 12, 31088 Winzenburg, am 31. Dezember

Rauch, Erich, aus Lixainen, Kreis Mohrungen, jetzt Nordalbingerweg 6, 22455 Hamburg, am 26. Dezember

Schönfeld, Christel, geb. Wottke, aus Schulstein, Bledau, Kreis Samland, jetzt Auf der Hunecke 20, 32107 Bad Salzuflen, am 25. Dezember

Stasch, Emma, aus Bergensee (Pietzarken), Kreis Angerburg, jetzt Stauffenbergstraße 26, 07747 Jena, am 28. Dezember

ZUM 91. GEBURTSTAG

Böttcher, Gerda, aus Amtal, Kreis Elchniederung, jetzt Wensickendorfer Weg 17, 16547 Birkenwerder, am 28. Dezember

Dießelberg, Christel, geb. Brodowski, aus Lyck, jetzt Cranachstraße 17 / 18, 12157 Berlin, am 28. Dezember

Kadow, Johanna, geb. Gollub, aus Almen, Kreis Ebenrode, jetzt Devener Weg 4, 17192 Alt Schloen, am 31. Dezember

Lehmann, Charlotte, geb. Schlicht, aus Starkenberg, Langhöfel Dorf, Kreis Wehlau, jetzt Ohlen Fladen 17, 29336 Nienhagen, am 29. Dezember

Neumann, Helene, aus Ortelsburg, jetzt Hirschberger Weg 1, 48431 Rheine, am 30. Dezember

Pellner, Gertrud, geb. Pellner, aus Klein Rödersdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Martin-Behaim-Weg 49, 23879 Mölln, am 30. Dezember

Reuter, Hildegard, geb. Paulson, aus Taplacken, Kreis Wehlau, jetzt Ulmenstieg 6, 24568 Kaltenkirchen, am 25. Dezember

Schmidt, Helene, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Veerstücken 3 b, 22297 Hamburg, am 31. Dezember

Sukowski, Willi, aus Gerbassen, Kreis Treuburg, jetzt Diepersdorfer Hauptstraße 60, 91227 Leinburg, am 31. Dezember

Weber, Hanna, geb. Bohl, aus Bladiau, Kreis Heiligenbeil, jetzt Im Dorffeld 1 A, 42799 Leichlingen, am 31. Dezember

ZUM 90. GEBURTSTAG

Abroszat, Nora, geb. Schikowski, aus Groß Marienwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Pommernstraße 93, 25436 Tornesch, am 31. Dezember

Borchert, Helene, geb. Michalski, aus Jesken, Kreis Treuburg, jetzt Meitzendorfer Straße 36, 39179 Barleben, am 27. Dezember

Gogolla, Heinrich, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Schonnebecker Straße 91, 45884 Gelsenkirchen, am 28. Dezember

Höllger, Grete, aus Iwenheide, Kreis Elchniederung, jetzt Platz Lugaregatan 10, 26533 Astorp, am 31. Dezember

Lojewski, Johanna, aus Lübeckfelde, Kreis Lyck, jetzt Nahburger Straße 21, 92245 Kümmersbruck, am 27. Dezember

Moldehn, Horst, aus Kobulten, Kreis Ortelsburg, jetzt Brieger Weg 11, 38842 Goslar, am 26. Dezember

Müller, Siegfried, aus Tapiau, Sudermannstraße, Kreis Wehlau, jetzt Am Stühbusch 46, 21640 Nottendorf, am 28. Dezember

Raszawitz, Hans, aus Rehwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Launitzstraße 7, 60594 Frankfurt, am 28. Dezember

Sagorski, Gertrud, geb. Klewer, aus Treuburg, Goldaper Straße 24 a, jetzt Elbestraße 17, 45136 Essen, am 29. Dezember

Westphal, Irmtraud, geb. Kuschel, aus Osterode, jetzt Oldenburger Landstraße 10, 23701 Eutin, am 28. Dezember

Wunderlich, Herbert, aus Neukirch, Kreis Elchniederung, jetzt Furthstraße 9, 58256 Ennepetal, am 27. Dezember

ZUM 85. GEBURTSTAG

Ansorge, Lotte, geb. Fürstenberg, aus Groß Marienwalde, Kreis Elchniederung, jetzt Berliner Platz 9, 65830 Kriftel, am 27. Dezember

Balscheit, Ella, geb. Balscheit, aus Gilgetal, Kreis Elchniederung, jetzt Karl-Marx-Straße 3, 18246 Bützow, am 30. Dezember

Beyer, Helene, geb. Brandt, aus Rostken, Kreis Lyck, jetzt Dorfstraße 27, 25770 Lieth, am 26. Dezember

Dahl, Meta, geb. Wasilewski, aus Scharfeneck, Kreis Ebenrode, jetzt Fühlendorfweg 5 B, 22589 Hamburg, am 31. Dezember

Gnaß-Krahl, Elfriede, geb. Gnaß, aus Worienen – OT Dörsen, Kreis Pr. Eylau, jetzt Wielandstraße 44, 65187 Wiesbaden, am 26. Dezember

Gollanek, Helene, geb. Chaluppa, aus Moithienen, Kreis Ortelsburg, jetzt Plattlingerstraße 27, 94428 Eichendorf, am 26. Dezember

Grudzinski, Hans, aus Großalbrechtsort-Abbau, Kreis Ortelsburg, jetzt Alzeyer Straße 45, 67549 Worms, am 30. Dezember

Koch, Waltraut, geb. Wegner, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Steuerbord 11, 23570 Lübeck, am 30. Dezember

Krause, Elly, geb. Knorr, aus Heiligenbeil, Bismarckstraße 3, jetzt Albert-Schweitzer-Straße 29, 42897 Remscheid, am 30. Dezember

Kröhnke, Christel, geb. Lehmann, aus Wehlau, Nadolnystraße, Kreis Wehlau, jetzt Frintroper Straße 55, 45355 Essen, am 25. Dezember

Löskow, Hiltrud, geb. Gedig, aus Ortelsburg, jetzt Am Grünen Anger 18, 12487 Berlin, am 26. Dezember

Marczinski, Arno, aus Rundfließ, Kreis Lyck, jetzt 25the Berrymoor Road, Brampton, Cumberland, Großbritannien, am 29. Dezember

Melzer, Michael, aus Tapiau, Schleusenstraße, Kreis Wehlau, jetzt Nösnerland 30, 51674 Wiehl, am 28. Dezember

Minarzik, Frieda, geb. Jeworek, aus Reinkental, Kreis Treuburg, jetzt Nordstraße 7, 04523 Pegau, am 31. Dezember

Naujok, Gertrud, geb. Störmer, aus Schneckenwalde, Kreis Elchniederung, jetzt In den Kötten 21, 40627 Düsseldorf, am 25. Dezember

Schindler, Ursula, geb. Machmüller, aus Königsberg, Oberhaberberg 102, jetzt Augustinum, Am Hohen Tore 4 a, 38118 Braunschweig, am 24. Dezember

Schottke, Ella, geb. Schemionek, aus Bergensee (Pietzarken), Kreis Angerburg, jetzt Tangermünder Straße 31, 39596 Arneburg, am 31. Dezember

Seller, Anni, geb. Jehmlich, aus Mulden, Kreis Lyck, jetzt Conradsdorfer Weg 6, 09599 Freiberg, am 26. Dezember

Streim, Christel, geb. Döring, aus Grünhayn, Kreis Wehlau, jetzt Walkmühlstraße 53-59, 65195 Wiesbaden, am 26. Dezember

Thomzigk, Gerda-Rita, geb. Lissek, aus Ortelsburg, jetzt Varusstraße 11, 65187 Wiesbaden, am 29. Dezember

ZUM 80. GEBURTSTAG

Bercz, Käthe, aus Königsruh, Kreis Treuburg, jetzt Vereinsstraße 89, 47799 Krefeld, am 29. Dezember

Bleyer, Siegfried, aus Königsberg, Lutherstraße, jetzt Kaiserstraße 154, 50321 Brühl, am 28. Dezember

Büssenschütt, Erna, aus Königsberg, Olmützer Weg 1, Pennigbütteler Straße 2, 28239 Bremen, am 26. Dezember

Dörk, Anneliese, geb. Piskorek, aus Wappendorf, Kreis Ortelsburg, jetzt Oberhagener Straße 56, 31311 Uetze-Hänigsen, am 25. Dezember

Drechsler, Irene, geb. Plaumann, aus Thomsdorf, Kreis Heiligenbeil, jetzt Töpferhof 3, 21029 Hamburg, am 16. Dezember

Fiks, Oskar, aus Neidenburg, jetzt Wendenschloßstraße 412, 12557 Berlin, am 26. Dezember

Gerhardt, Charlotte, geb. Gerhardt, aus Angerapp, jetzt Breitenkamp 24, 23683 Haffkrug, am 29. Dezember

Graeve, Gertrude, geb. Kerbein, aus Adelig Wickerau, Kreis Pr. Holland, jetzt Heedfelderstraße 74, 58509 Lüdenscheid, am 26. Dezember

Hespenheide, Edith, geb. Ruhnke, aus Radenau, Kreis Schloßberg, jetzt In den Gärten, 27245 Bahrenborstel, am 30. Dezember

Jacobsen, Barbara, geb. Küffel, aus Birkenmühle, Kreis Ebenrode, jetzt Fasanenhain 2 E, 22391 Hamburg, am 26. Dezember

Kalinowski, Georg, aus Reichensee, Kreis Lötzen, jetzt Hingbergstraße 329, 45472 Mülheim/Ruhr, am 25. Dezember

Klapdor, Irmgard, aus Schönwiese, Kreis Heilsberg, jetzt Friedrichstraße 10, 41460 Neuss, am 28. Dezember

Kowalzik, Georg, aus Klein Lasken, Kreis Lyck, jetzt Alte Bahnhofstraße 20 b, 18119 Rostock, am 29. Dezember

Kozlowska, Helena, geb. Rogowski, aus Garbassen, Kreis Treuburg, jetzt Murzynowskogo 3 / 53, PL-10-684 Olsztyn, am 27. Dezember

Kuddes, Margarete, geb. Schakohl, aus Heinrichswalde, Kreis Elchniederung, jetzt Martmühlenweg 2, 49328 Melle, am 30. Dezember

Lange, Edith, geb. Kerbst, aus Wildwiese, Kreis Elchniederung, jetzt Semmelweisstraße 13, 24537 Neumünster, am 26. Dezember

Matschulat, Maria, aus Bilderweiten, Kreis Ebenrode, jetzt Jörgstraße 84, 80689 München, am 28. Dezember

Moeser, Traute, geb. Schulz, aus Elbings Kolonie, Kreis Elchniederung, jetzt Tinesch 17, 29640 Schneverdingen, am 31. Dezember

Notz, Waltraud, aus Walden, Kreis Lyck, jetzt Quäkerstraße 10, 79102 Freiburg, am 30. Dezember

Pelzer, Christa, geb. Jurgeit, aus Lucken, Kreis Ebenrode, jetzt Eifelstraße 11, 54634 Bitburg, am 25. Dezember

Plogsties, Helmut, aus Kuckerneese, Kreis Elchniederung, jetzt Marktstraße 275, 44799 Bochum, am 26. Dezember

Richter, Elisabeth, geb. Dittrich, Kreis Wehlau, jetzt Milanweg 8, 59821 Arnsberg, am 31. Dezember

Riemann, Siegfried, aus Ortelsburg, jetzt Am Ebelfeld 147, 60488 Frankfurt, am 26. Dezember

Rieper, Margot, geb. Lach, aus Ilgenhöh, früher Bogunschönen, Kreis Osterode, jetzt Getekamp 8, 28205 Bremen, am 31. Dezember

Rummel, Charlotte, geb. Gafke, aus Eichhagen, Kreis Ebenrode, jetzt Am Leopoldsberg 5, 88697 Bermatingen, am 28. Dezember

Schreiber, Frieda, geb. Gruetzmacher, aus Buchhöfen, Kreis Ebenrode, jetzt Varziner Straße 28, 44369 Dortmund, am 27. Dezember

Schüler, Erika, geb. Schwetlick, aus Altkirchen, Kreis Ortelsburg, jetzt Levkojenweg 3, 22523 Hamburg, am 26. Dezember

Skaruszewski, Mathilde, geb. Stinka, aus Soffen, Kreis Lyck, jetzt Lessingstraße 12, 44147 Dortmund, am 29. Dezember

Slembeck, Emil, aus Bartzdorf, Kreis Neidenburg, jetzt Brandenburgerstraße 9, 61137 Schöneck, am 30. Dezember

Wallis, Oskar von, aus Friedrichshof, Kreis Ortelsburg, jetzt Falkenbergerstraße 4, 59269 Bekkum, am 26. Dezember

Weichert, Lothar, aus Lyck, jetzt Niedersachsenstraße 21 a, 21423 Winsen, am 29. Dezember

Wenzelewski, Elfriede, geb. Wlotzki, aus Krokau, Kreis Neidenburg, jetzt Friedhofstraße 33, 64711 Erbach, am 29. Dezember

Willamowski, Stefan, aus Skurpien, Kreis Neidenburg, jetzt Barnestraße 87, 31515 Wunstorf, am 26. Dezember

ZUR EISERNEN HOCHZEIT

Schmidtmann, Heinz, und Frau Martha, aus Lindenort, Kreis Ortelsburg, jetzt Bödekerstraße 48, St. Nicolai-Stift, 30161 Hannover, am 31. Dezember

ZUR DIAMANTENEN HOCHZEIT

Geschwandtner, Erich, und Frau Ruth, geb. Seifert, aus Tannenmühl, Kreis Ebenrode, jetzt Schillerstraße 6, 09569 Öderau, am 23. Dezember

Pischl, Edwin, aus Oberleutendorf, und Frau Gertrud, geb. Wichmann, aus Alt Dollstädt, Kreis Pr. Holland, jetzt Am Kesselpfuhl 39, 13437 Berlin, am 21. Dezember

ZUR GOLDENEN HOCHZEIT

Fabritz, Gerhard, und Frau Inge, geb. Rehwald, aus Drengfurt, Kreis Rastenburg, und Paulswalde, Kreis Angerburg, jetzt Am Stadtbad 8, 36179 Berlin, am 26. Dezember

HÖRFUNK & FERNSEHEN

Sonntag, 24. Dezember, 9.20 Uhr, WDR 5: Alte und Neue Heimat.

Dienstag, 26. Dezember, 11.05 Uhr, Deutschlandfunk: Der weite Weg zurück nach Balga.

Dienstag, 26. Dezember, 20.10 Uhr, N-TV: Die Bismarck.

Dienstag, 26. Dezember, 22.25 Uhr, HR: So weit die Füße tragen (1/2).

Mittwoch, 27. Dezember, 22.05 Uhr, N24: Hitlers Atlantikwall

Mittwoch, 27. Dezember, 22.30 Uhr, HR: So weit die Füße tragen (2/2).

Keine Advents- und Weihnachtsberichte

Alle Jahre wieder kommen unsere Leser überall in Stadt und Land zusammen, um die adventliche und vorweihnachtliche Zeit festlich zu begehen.

Bei den vielen Berichten, die uns über die heimatlichen Feiern erreichen, ist es uns auch in diesem Jahr nicht möglich, entgegen unserer sonstigen Gepflogenheit, die Beiträge zu veröffentlichen. Wir bitten unsere Mitarbeiter und unsere Leser dafür um Verständnis.

Aus der Fülle der Einsendungen geht hervor, daß unser ostpreußisches Brauchtum bei allen Feiern nach wie vor gepflegt wird. In den Gedanken, die in diesen Stunden nach Hause wandern, tauchen Sternsinger, Schimmelreiter und Umzüge mit dem Brummtopf auf. Gemeinsam gesungene Advents- und Weihnachtslieder, Lesungen und Gedichte ostpreußischer Dichter und Schriftsteller bringen heimatliche Atmosphäre in die von den Frauen der Gruppen festlich geschmückten Räume und Säle. Im Schein der Kerzen sitzen unsere Landsleute bei Kaffee und Mohnstriezel oder Fladen, Pfeffernüssen und selbstgebackenem Marzipan beisammen, lauschen dem Chorgesang oder zarter Flötenmusik und erfreuen sich an Weihnachtsspielen, die von Jugendlichen und Jugendgruppen gleichermaßen dargeboten werden. Häufig kommt auch „Knecht Ruprecht" oder der „Nikolaus" und bedenkt die Kinder mit bunten Tüten voller Gebäck und Süßigkeiten.

Kleines Preisrätsel



In der heutigen Weihnachtsausgabe findet sich die traditionelle Anzeige der Ostpreußischen Kulturstiftung mit ihren Einrichtungen in Lüneburg und Ellingen. Als Motiv dient wiederum eine Winteransicht aus der Heimat. Wer die Stadt erkennt und eine Postkarte mit diesen Angaben an die **Ostpreußische Kulturstiftung, Postfach 17, 91791 Ellingen**, schickt, kann eine von zehn Geschenkpackungen Königsberger Marzipan gewinnen.

Einsendeschluss ist der 31. Dezember 2006; der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

AUS DEN HEIMATKREISEN

Die Kartei des Heimatkreises braucht Ihre Anschrift. Melden Sie deshalb jeden Wohnungswechsel. Bei allen Schreiben bitte stets den letzten Heimatort angeben.



FISCHHAUSEN

Kreisvertreter: Wolfgang Sopha, Geschäftsstelle: Fahltskamp 30, 25421 Pinneberg, Tel.: (0 41 01) 2 20 37 (Di. und Mi., 9 bis 12 Uhr, Do. 14 bis 17 Uhr), Postfach 17 32, 25407 Pinneberg, E-Mail: Geschaeftsstelle@kreis-fischhausen.de

Seestadt Pillau – Während des Heimattreffens in diesem Jahr wurde die Gemeinschaftsvertretung der Heimatgemeinschaft neu gewählt. Ihr gehören für vier Jahre an: Kirsten Barz (Wistedt), Inge Behrens (Hannover), Bruno Dilba (Kiel), Hans-Peter Glashoff (Eckernförde), Lieselotte Gonschorrek (Viernheim), Hanna Hafener (Rostock-Warnemünde), Günter Hömke (Eckernförde), Fritz Kleinfeldt (Hofheim), Bernhard Klupsch (Hamburg), Erika Kruse (Noer), Erich Lau (Eckernförde), Bernhard Lindenberg (Lohmar), Ingrid Petersen (Gifhorn), Ernst Petscheleit (Dannenberg / Elbe), Alfred Pokern (Monheim), Elfriede Schaedler (Neustadt a. d. W.), Hildegard Schaedler (Neustadt a. d. W.), Rosemarie Schmidt (Pinneberg), Werner Umlauff (Kiel-Holtenau), Günter Wiese (Lüneburg), Hildegard Wilkens (Hamburg), Monika Wilkens (Berlin), Dr. Bernd Wöbke (Gelnhausen), Gisela Zakrotzky (Kiel).



HEILIGENBEIL

Kreisvertreter: Georg Jenkner, Lenauweg 37, 32758 Detmold, Telefon (0 52 32) 8 88 26, Fax (0 52 32) 69 87 99, E-Mail: Georg.Jenkner@gmx.de

Heimatarbeit im Wandel der Zeit – Perspektiven und Konzepte für die Zukunft – Seminar für heutige und zukünftige Mitarbeiter der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil. „Uns gibt es in zehn bis 15 Jahren nicht mehr" diese Aussage widerlegt das von der Kreisgemeinschaft Heiligenbeil organisierte Seminar im Ostheim in Bad Pyrmont. Der Preußensaal im Bad Pyrmonter Ostheim ist ein freundlicher und modern eingerichteter Raum, die Stühle sind in engen Reihen aufgestellt. Der Saal ist fast bis auf den letzten Platz gefüllt. „Heimatarbeit im Wandel der Zeit" heißt die Veranstaltung der Kreisgemeinschaft, zu der über 40 Mitglieder der Kreisgemeinschaft und Interessierte aller Altersgruppen gekommen sind. Seit 1998 veranstaltet die Kreisgemeinschaft Heiligenbeil Seminare, aber dieses Seminar widmet sich dem wichtigen, aber bisher vernachlässigten Thema der zukünftigen Entwicklung der Kreisgemeinschaft. Das Seminar begann am Freitagabend nach einer herzlichen Begrüßung mit einer Runde zur Vorstellung und Erläuterung der Erwartungen. Als Angehöriger der sogenannten Bekenntnisgeneration, ich bin in den 1960er Jahren geboren, präzisierte ich meine Erwartung folgendermaßen: „Wege aus der Krise, bevor wir hineingeraten"!

Mit seinem anschließenden Bericht zeichnete der Kreisvertreter Georg Jenkner den Wandel von der Massenorganisation hin zu einem Geschichts- und Kulturverein. Der erfahrene Personalmanager Jenkner arbeitete anhand einer „Swot-Analyse" die Stärken, Schwächen, Chancen und Möglichkeiten sowie die Herausforderungen und Risiken heraus. Dabei wurden sowohl Teilbereiche wie zum Beispiel die Arbeit der Kirchspiel- und Gemeindevertretungen, des Archivs und der Heimatstube und die Kontakte im polnischen und russischen Teil, als auch der Kreisgemeinschaft als Ganzes analysiert. Erfreulicherweise entspann sich im Anschluß schnell eine Diskussion. Den Teilnehmern wurde klar, alte Zöpfe müssen abgeschnitten werden. Vereinsstrukturen müssen angepaßt und die zukünftige Arbeit mehr als bisher mit modernen Formen der Kooperation bewältigt werden. Die notwendigen Veränderungen werden nicht als Bedrohung, sondern als Chance begriffen. „Stärken stärken" ist dabei eine Voraussetzung für die erfolgreiche Entwicklung der Kreisgemeinschaft.

Für die Teilnehmer zeichnete sich schon jetzt ab: Dies ist keine Vortragsversammlung im herkömmlichen Sinne. Von jedem wurde die kooperative Mitarbeit im Dialog mit dem Seminarleiter und den anderen Teilnehmern gefordert. Dazu war alles bestens vorbereitet. Sowohl in Inhalt als auch im Ablauf. An die Analyse lies sich am nächsten Tag nahtlos anknüpfen. Unter dem Motto „Marktplatz" konnten die Teilnehmer an fünf Themenständen die am Vorabend angerissenen Themen vertiefen oder auch Nutzen beitragen. Folgende Marktstände waren vertreten: Familienforschung und Fotoarchiv, Kirchspielarbeit, Gemeindearbeit, Heimatblatt und Öffentlichkeitsarbeit sowie die Heimatkreiskartei. Im Anschluß an das rege Markttreiben berichteten die Betreiber der fünf Marktstände von den wichtigsten Aspekten und Fragestellungen die behandelt wurden. Am Nachmittag widmeten wir uns einer Vertiefung der Perspektiven und Konzepte. Mittels der sogenannten „World Cafe" Gruppendiskussion besuchten die Teilnehmer anhand eines ausgeklügelten Ablaufplans innerhalb von 90 Minuten drei von sechs Themenkreisen und lernten dabei auch die weiteren Seminarräume des Ostheims kennen. In den halbstündigen Diskussionsrunden wurde, mit wenigen Ausnahmen, durchweg positiv nach vorne geschaut.

Mit viel Kreativität wurden Ideen gesponnen, Strategien entworfen und Ziele formuliert. Die Erlebnisgeneration, mit ihrer reichhaltigen Erfahrung, ergänzte sich sinnvoll mit den Teilnehmern der Nachkriegsgeneration. Hierbei wurde deutlich, daß der Lauf der Zeit nicht das Aus der Kreisgemeinschaft bedeutet, sondern mit innovativen Konzepten die Umgestaltung erfolgreich absolviert werden kann. Anschließend erfolgte die Präsentation der Gruppenergebnisse mit offener Diskussion, Auswertung und Festschreibung der wesentlichen Anforderungen und Zielsetzungen der gewonnenen Erkenntnisse. Für den Abend wurden wir mit einem Erlebnis der ganz besonderen Art belohnt. Dem Vorstand war es gelungen die ostpreußische Schriftstellerin Ruth Geede für eine Lesung zu gewinnen. Und so ließen wir uns in der bevorstehenden Weihnachtszeit in dieselbe zu ostpreußischer Zeit entführen. Ruth Geede gelang es, den Funken überspringen zu lassen und den Verstand und die Herzen anzurühren. Mit stehenden Ovationen bedankten sich die Zuhörer für die bezaubernde Zeit- und Heimatreise.

Für den letzten Tag brachte der Vortrag von Hubertus Hilgendorff über das Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen und zur Historie sowie der geplanten baulichen Weiterentwicklung des Ostpreußischen Landesmuseums in Lüneburg interessante Hintergrundinformationen für alle Teilnehmer. Der Zeitpunkt des Seminars war günstig gewählt, das Ableben der Erlebnisgeneration ist zum Glück noch nicht vollzogen, die Jüngeren können noch von Erfahrungen profitieren und begleitet Ämter und Arbeit übernehmen. Der engere Vorstand der Kreisgemeinschaft verfolgte mit dem Seminar das Ziel, die Teilnehmer für den bevorstehenden Wandel zu sensibilisieren. Dies ist ihm gelungen. Der Personalmanager Jenkner hielt keinen Monolog, bei dem sich der eine oder andere interessierte Zuhörer kurz ausklinken konnte. Den Teilnehmern wurde viel Eigenaktivität abverlangt, doch trotz der Beanspruchungen, fiel die Konzentration leicht, da das Interesse immer neu geweckt wurde. Auch die Erwartung des Seminarleiters neue Mitglieder zu gewinnen wurde zum Ende erfüllt. Es waren zwei neue Mitglieder beigetreten, zwei weitere erbeten sich noch Bedenkzeit. Darüber hinaus konnten auch zwei neue Kirchspiel- und Gemeindevertreter begrüßt werden. Zum Abschluß des Seminars verständigten sich die Teilnehmer auf die nun konkret in Angriff zu nehmenden Projekte für die Jahre 2007 und 2008.



INSTERBURG

Geschäftsstelle: Telefon (0 21 51) 4 89 91, Fax (0 21 51) 49 11 41. Besuche nur nach vorheriger Terminvereinbarung. Altes Rathaus, Am Marktplatz 10, 47829 Krefeld

Wahlaufruf – Liebe Landsleute, in der nicht-öffentlichen Rats- und Kreisausschußsitzung am 13. Oktober 2006 wurden für das Jahr 2007 vorgezogene Neuwahlen für den Rat der Kreisgemeinschaft Insterburg-Stadt und den Kreisausschuß der Kreisgemeinschaft Insterburg-Land beschlossen. Die Neuwahl im Jahr 2007 soll die Weichen für die Arbeit der Kreisgemeinschaften für den Zeitraum bis 2011 stellen. Beide Gremien bestehen jeweils aus neun Mitgliedern. Wir bitten daher um getrennte Wahlvorschläge für die Stadt und den Landkreis. Vorschlagsberechtigt und wählbar sind alle ehemaligen Bewohner und deren Nachkommen, die jeweiligen Ehepartner sowie alle, die sich als Mitglieder der Kreisgemeinschaft Insterburg-Stadt und des Landkreises Insterburg haben eintragen lassen. Ihr Wahlvorschlag ist bis zum 22. Januar 2007 an die Geschäftsstelle Insterburg Stadt & Land, Postfach 111208, 47813 Krefeld oder Fax (0 21 51) 49 11 41, einzusenden (Post- / Faxeingang). Ihr Wahlvorschlag muß enthalten: Name, Vorname, (Geburtsname), Heimatanschrift und jetzige Anschrift des vorgeschlagenen Kandidaten und ihre Adresse sowie Heimatadresse des Vorschlagenden. Bei Rückfragen wenden Sie sich bitte an unsere Geschäftsstelle in Krefeld. Die von Ihnen vorgeschlagenen Kandidaten werden im Insterburger Brief 01-02 / 2007 und im *Ostpreußenblatt* veröffentlicht.



LÖTZEN

Kreisvertreter: Erhard Kawlath, Dorfstraße 48, 24536 Neumünster, Telefon (0 43 21) 52 90 27

Betreuungsreise nach Lötzen – Ende November trat der Kreisvertreter in Begleitung eines ehemaligen Fahrlehrers aus Neumünster mit einem vollbeladenen VW-Bus eine Reise nach Lötzen an. Für das Krankenhaus hatte man rund 1200 Einwegspritzen geladen. Damit das Weihnachtsfest des Deutsch-Sozial-Kulturellen Vereins auch mit Gaben aus dem Westen gut gefeiert werden konnte, hatte man 18 Christstollen, mehrere Tüten Lebkuchen und Dominosteine sowie Bohnenkaffee mit. Dieser ist in Masuren sehr beliebt, da der polnische Bohnenkaffee anders gebrannt wird. Von dem Nachlaß Dr. Klaus Roeder konnte der Kreisvertreter insgesamt 1510 Euro an Behinderte im Kreis Lötzen verteilen. Dies war für alle eine große Weihnachtsüberraschung und eine große Freude, denn das Geld ist bei den meisten Deutschen doch sehr knapp. Außerdem hatte man Spielsachen, überwiegend Stofftiere, gute Kleidung und Schuhe im Gepäck. Zum Fest selbst, waren 124 Gäste erschienen. Es wurden viele Lieder gesungen und Gedichte vorgetragen. Der Raum war sehr weihnachtlich geschmückt. Jeder erhielt zum Abschied eine große Weihnachtstüte und einige Minderbemittelte 50 Euro pro Person, damit sie für den Winter Kohlen kaufen können. Das Geld hierfür stammt aus den Spenden für den Heimatbrief. Auch die evangelische Kirche bekam für notwendige Renovierungen eine Spende. Der neue Pfarrer nahm auch an der Feier teil und hielt eine Festrede. Diesmal kam man, ohne Belästigung der Polizei in Stettin, gut durch. Die polnische

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung auf Seite 17

Heimatkreisgemeinschaften
Fortsetzung

Polizei hat oft Lkw kontrolliert. Es gibt inzwischen sehr viele gut ausgebaute Fernstraßen. Kontrollen an der Grenze gab es kaum, höchstens eine kurze Paßkontrolle. Die Polen waren sehr freundlich und höflich. In den Hotels wurden die beiden Reisenden gut aufgenommen. Der Chef des Hotels Wodnik ist den „Reisenden in Sache Hilfe" auch finanziell sehr entgegen gekommen. Kurzum: es war diesmal eine sehr angenehme Versorgungstour. An dieser Stelle noch mal ein Dank für den gestellten Transporter, das ist bei den schwierigen Versicherungsfragen ein doppeltes Entgegenkommen. Pünktlich zum 80. Geburtstag seiner Frau war Kreisvertreter Kawlath wieder zu Hause. Für die vielen Geburtstagsgrüße und -wünsche sagte sie auf diesem Wege Danke. Allen Lötzenern und Freunden der Kreisgemeinschaft wünscht der Kreisvertreter eine friedvolle Weihnacht und ein glückliches Neues Jahr.



LYCK

Kreisvertreter: Gerd Bandilla, Agnes-Miegel-Straße 6, 50374 Erftstadt-Friesheim. Stellvertreter und Karteiwart: Siegmar Czerwinski, Telefon (0 22 25) 51 80, Quittenstraße 2, 53340 Meckenheim. Kreisältester: Alfred Masuhr, Reinickendorfer Straße 43a, 22149 Hamburg

Vorstand wiedergewählt – Anfang Dezember wurde der Vorstand des Deutschen Vereins in Lyck, der sich wie folgt zusammensetzt, für die Dauer von drei Jahren wiedergewählt. Vorsitzende: Irena Szubzda, ul. Wrzosowa Nr. 40, PL 19-300 Elk, Telefon 00 48 (87) 6 20 94 62. Stellvertretende Vorsitzende: Irmgard Wiedenhöft, Sekretärin: Maryla Wojciechowska, Schatzmeisterin: Halina Walicka, Beisitzer: Walter Barczewski, Siegfried Jasinski und Gerhard Kuditzki. Mitglieder des Prüfungsausschusses: Danuta Swiecicka (Vorsitzende), Irena Bernaziuk und Brygida Denert. Der Deutsche Verein bietet für Reisende am Wasserturm Übernachtungsmöglichkeiten an. Auskunft erteilt die Vorsitzende, Frau Szubzda oder das Büro „im Wasserturm", Telefon 00 48 (87) 6 21 32 00.



RASTENBURG

Kreisvertreter: Hubertus Hilgendorff, Tel. (0 43 81) 43 66, Dorfstr. 22, 24327 Flehm. Gst.: Patenschaft Rastenburg: Kaiserring 4, 46483 Wesel, Tel. (02 81) 2 69 50

Eine tolle Geschenkidee – Denken Sie an Ihre Kinder und Enkel, an Ihre ostpreußischen Freunde zu Weihnachten – mit dem Bildband von D. B. Wulf – R. Tiesler: „Das war unser Rastenburg". Erhältlich bei der Geschäftsstelle in Wesel. Preis: 20 Euro. Ferner können Sie alte, noch in Ihrer Sammlung fehlende Hefte „Rund um die Rastenburg" über die Geschäftsstelle erhalten.

Ein Riesenspaß für alle

Bezauberndes Weihnachtsmärchen auf der Dittchenbühne



Maria v. Bismarck (2. von links) im Kreis ihrer Darsteller. Foto: IR

Da ist der Elmshorner Dittchenbühne, dem einzigen ostpreußischen Amateurtheater, wieder einmal ein großer Wurf gelungen. Der Journalist Werner Brorsen, Autor des neuen Märchens „Der Spielmann und die Mäuse", hat eine Geschichte verfaßt, aus dem die Regisseurin Maria v. Bismarck, erstmalig in Elmshorn, ein kleines Kunstwerk geschaffen hat. Auf jeden Fall hat sie dafür gesorgt, daß wieder viele Kinder, manche als entzückende Mäuschen, tanzend und springend die Bühne bevölkerten. Es war einfach ein Riesenspaß für Jung und Alt.

Das kleine Theater war gut besucht und die Kinder, die oftmals einbezogen wurden in die Handlung, zeigten sich sehr wach und konzentriert. Die Geschichte, ausgeschmückt durch bunte Kostüme, hervorragende Kulissenmalerei und kindgerecht verständlich, erzählt davon, wie die Mäuseplage im Reich von König Klemens und seiner Königin beendet werden konnte, wie der Prinz seine bezaubernde Prinzessin erhielt und auch die Kinder der Stadt wohlbehalten wieder nach Hause kamen.

Alles war vortrefflich in Szene gesetzt. Besonders der Prinz Malte Sachtleben zeigte eine vielversprechende Leistung, aber auch alle anderen Mitspieler konnten überzeugen. Die musikalische Untermalung paßte hervorragend und bereicherte genauso wie die fantasievollen Kostüme. Die kleinen und großen Dittchenbühnen-Freunde waren begeistert. Es gab viel Lob und die Hoffnung, daß Maria v. Bismarck wieder einmal nach Elmshorn kommen möge. *Ilse Rudat*

Anzeigen

Zum  **85.** Geburtstag
am 24. Dezember 2006
gratuliere ich meiner lieben Schwester
Ursula Schindler
geb. Machmüller
früher Königsberg
jetzt Augustinum, Am Hohen Tore 4a
38118 Braunschweig
sehr herzlich und wünsche ihr
weiterhin Gottes Segen.
Christel Lilge geb. Machmüller
Flensburg

Familie Ulrich Purwin
aus Soltmahnen
Kreis Angerburg
40882 Ratingen
Herderstraße 90

Familie Willy Schäfer
aus Schillen
Kreis Tilsit-Ragnit
17 the Heights, Sunbury 3429
Australien



Waldtraut Matheyka
geb. Fiedrich
geb. am 19. 6. 1923 in Altbruch (Peschicken),
Kreis Ebenrode (Stallupönen),
ab 1933 Albrechtswiesen (Popiollen), Kreis Angerburg,
ist am 22. November 2006 nach langer, schwerer
Krankheit in Bremen verstorben.

In Liebe und Dankbarkeit
Bernhard Matheyka
Liselotte Chrosziel, geb. Fiedrich
Hartmut Fiedrich
Hannelore Panskus, geb. Fiedrich
Klaus Panskus
und alle Angehörigen

Die Trauerfeier fand am 29. November 2006 in der
Friedhofskapelle in Leeste statt.
Für die erwiesene Anteilnahme sprechen wir unseren
herzlichen Dank aus.



Der Kampf des Lebens ist zu Ende,
vorbei ist aller Erden Schmerz;
still ruhen nun die fleißigen Hände,
still steht ein edles, gutes Herz.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer lieben Mutter, Oma und Uroma

Friderike Manstein
geb. Konetzka
∗ 18. 7. 1911 in Ortelsburg † 30. 11. 2006 in Celle

In stiller Trauer
Ursula Wackerbeck, geb. Manstein
sowie alle Angehörigen

Traueranschrift: Ursula Wackerbeck, Reiherstieg 1b,
31303 Burgdorf

Nach geduldig ertragener Krankheit verstarb am 8. Dezember 2006
in Wetzlar unser Kreistagsmitglied

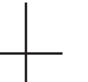
Hans-Georg Krech
Dipl.-Braumeister
früher Gut Niederwitz und Brauerei Krech in Goldap/Ostpreußen.

Wir verlieren mit ihm einen wertvollen und liebenswürdigen Landsmann, der sich treu zu seiner ostpreußischen Heimat bekannte und der Kreisgemeinschaft mit Rat und Tat zur Seite stand.

Kreisgemeinschaft Goldap
Ostpreußen e. V.
Stephan Grigat Kreisvertreter
Waltraud Schmidt Stv. Kreisvertreterin

Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.
J. v. Eichendorff

Nach einem erfüllten Leben verstarb in ihrem 90. Lebensjahr unsere liebe Mutter, Schwiegermutter und Großmutter



Hildegard Wolff
geb. Hoch
∗ 22. Januar 1917 in Laugallen (Lorenzen) / Ostpreußen
† 11. Dezember 2006 in Bergisch Gladbach

Werner und Dorothee Wolff
Dr. Irmela Bendt-Wolff und Volker Bendt
Dr. Felix Wolff
Gundula Wolff
Dr. Anne Bendt
Hendrik Bendt

Traueranschrift: Familie Wolff, Kölner Straße 55,
51429 Bergisch Gladbach

Die Trauerfeier hat bereits stattgefunden. Die Urnenbeisetzung erfolgt zu einem späteren Zeitpunkt.

Bei Gott allein kommt meine Seele zur Ruhe,
denn von Ihm kommt meine Hoffnung.
Psalm 62, 6

Nach einem erfüllten Leben entschlief am 7. Dezember 2006 meine liebe Mutter, unsere Schwester und Tante

Hulda Ewert
geb. Schmidt
im Alter von 94 Jahren.

In großer Liebe und Dankbarkeit
Im Namen aller Verwandten
Monika Ewert

21039 Börnsen, Heuweg 18

Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget,
dass wir Gottes Kinder sollen heißen.
1. Johannesbrief 3, Vers 1

Wir sind nun Gottes Kinder.
Heute wurde abberufen der letzte Preuße der Familie

Dr. Klaus Ernst Balduhn
geboren am 3. 7. 1910 in Gr. Mischen/Ostpreußen
gestorben am 22. 11. 2006 in Herford/Westfalen

Wir verneigen uns in Liebe und Dankbarkeit
Dolores Balduhn, geb. Frentzel-Beyme
Dr. Reinhard Balduhn und Dr. Christina Balduhn, geb. Klöppel
Kristiane Balduhn-Eisgrub und Günter Eisgrub
Rüdiger Balduhn und Barbara Balduhn, geb. Heinsch
Enkel, Urenkel und alle Anverwandten

32052 Herford, Altensenner Weg 11

Die Trauerfeier zur Einäscherung hat stattgefunden.
Bestattungs-Institut Deppendorf & Preuß, Ortsieker Weg 26, Herford

Nachruf
Wir verabschieden uns von unserem lieben Vater, Opa und Uropa, dem Ostpreußen sehr am Herzen lag.

Gerhard Schewe
∗ 13. 10. 1916 in Insterburg † 29. 10. 2006

Er war unter anderem ehemaliger Oberleutnant und Flugzeugführer in einem Kampfverband der Luftwaffe.

In stillem Gedenken
Heidi Bayerl mit Familie

Wir haben in Dankbarkeit Abschied genommen.

Erika Lehmann
geb. Wieczerzicki
Rittergut Praddau
∗ 13. 8. 1910 † 1. 12. 2006

Peter-Christian Lehmann
Uwe Lehmann mit Familie
Ulrich Lehmann mit Familie
Ernst-Gerhard Lehmann mit Familie
Joachim Lehmann mit Bine

92699 Bechtsrieth, Rosenweg 1

In Trauer und Dankbarkeit nehmen wir Abschied von unserer langjährigen Landesfrauenreferentin und Vizepräsidentin des Frauenverbandes für Heimat und Recht im Bund der Vertriebenen

Anna Walther
geb. Salewski
geb. 31. 12. 1916 in Osterode/Ostpreußen
gest. 11. 12. 2006 in Bobingen/Bayern

Trägerin des Ehrenzeichens in Gold der Landsmannschaft Ostpreußen
Trägerin des Landesehrenzeichens der Landesgruppe Bayern
Ehrennadel in Gold des Bundes der Vertriebenen
Bayerische Staatsmedaille für soziale Verdienste

Wir werden ihr ein ehrendes Andenken bewahren.

Landsmannschaft der Ost- u. Westpreußen, Landesgruppe Bayern
Christian Joachim Stv. Landesvorsitzender
Friedrich Wilhelm Böld Landesvorsitzender
Peter Benz Stv. Landesvorsitzender

Unter hellem Himmel lag mein Jugendland
doch es ist versunken wie ein Bernsteinstück im Sand.
Agnes Miegel

Nachruf

Karl Ohlenberg
geb. 12. 2. 1926 in Pillau
gest. 28. 11. 2006 in Sindelfingen

ist nach langer, schwerer Krankheit verstorben.
Sein Arbeitsfeld war in Sindelfingen und über viele Jahre im Ausland. Darin sah er seine große Erfüllung.
Auf seinen Wunsch wird die Urne der Ostsee übergeben, um seiner geliebten Heimatstadt Pillau, die er mehrmals besuchte, ganz nahe zu sein.

In stillem Gedenken
Familie Ohlenberg
und Edith Müller, geb. Ohlenberg

In der Halde 90, 71063 Sindelfingen

LANDSMANNSCHAFTLICHE ARBEIT
LANDESGRUPPEN



BAYERN

Vors.: Friedrich-Wilhelm Böld, Telefon (08 21) 51 78 26, Fax (08 21) 3 45 14 25, Heilig-Grab-Gasse 3, 86150 Augsburg, E-Mail: info@low-bayern.de, Internet: www.low-bayern.de

Amberg – Dienstag, 2. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe im Altstadt-Hotel.



HAMBURG

Vors.: Hartmut Klingbeutel, Kippingstraße 13, 20144 Hamburg, Telefon (0 40) 44 49 93, Mobiltelefon (01 70) 3 10 28 15. Stellvertreter: Walter Bridszuhn, Friedrich-Ebert-Damm 10, 22049 Hamburg, Telefon / Fax (0 40) 6 93 35 20.

HEIMATKREISGRUPPEN

Insterburg – Jeden 1. Mittwoch im Monat trifft sich die Gruppe um 14 Uhr, im Hotel Zum Zeppelin, Frohmestraße 123, 22459 Hamburg. Nähere Informationen bei Manfred Samel, Telefon und Fax (0 40) 58 75 85

Sensburg – Sonntag, 21. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe zum gemütlichen Beisammensein im Polizeisportheim, Sternschanze 4, 20357 Hamburg. Gäste sind herzlich willkommmen.

BEZIRKSGRUPPEN

Billstedt – Dienstag, 2. Januar, 15 Uhr, Treffen im Restaurant „Für'n Appel und 'n Ei", Möllner Landstr. 27, Billstedt (im Ärztehaus am Marktplatz). Die Treffen sind kultureller Natur (Heimatgeschichte, Literatur, Erlebniserzählungen, Plachandern, Ausflüge und anderes mehr). Gäste sind herzlich willkommen. Kontakt: Annelie Papiz, Telefon (0 40) 73 92 60 17.

FRAUENGRUPPE

Hamburg-Bergedorf – Freitag, 26. Januar, 15 Uhr, Treffen der Gruppe im Sozialen Zentrum, Ludwig-Rosenberg-Ring 47. Heimatfilmer Klaus Loleit zeigt Ostpreußenvideos.



HESSEN

Vors.: Margot Noll, geb. Schimanski, Am Storksberg 2, 63589 Linsengericht, Telefon (0 60 51) 7 36 69

Darmstadt – Mittwoch, 3. Januar, 14 Uhr, Treffen der Frauengruppe im Städtischen Seniorentreff, Weidigweg 2, Darmstadt-Eberstadt-Süd III.



NIEDERSACHSEN

Vors.: Dr. Barbara Loeffke, Alter Hessenweg 13, 21335 Lüneburg, Tel. (0 41 31) 4 26 84.

Delmenhorst – Dienstag, 2. Januar, Treffen der Männergruppe in der ostdeutschen Kulturstube. – Dienstag, 2. Januar, Treffen der Frauengruppe in der „Delmeburg".

Osnabrück – Dienstag, 2. Januar, 16.45 Uhr, Kegeln im Hotel Ibis, Blumenhaller Weg 152.

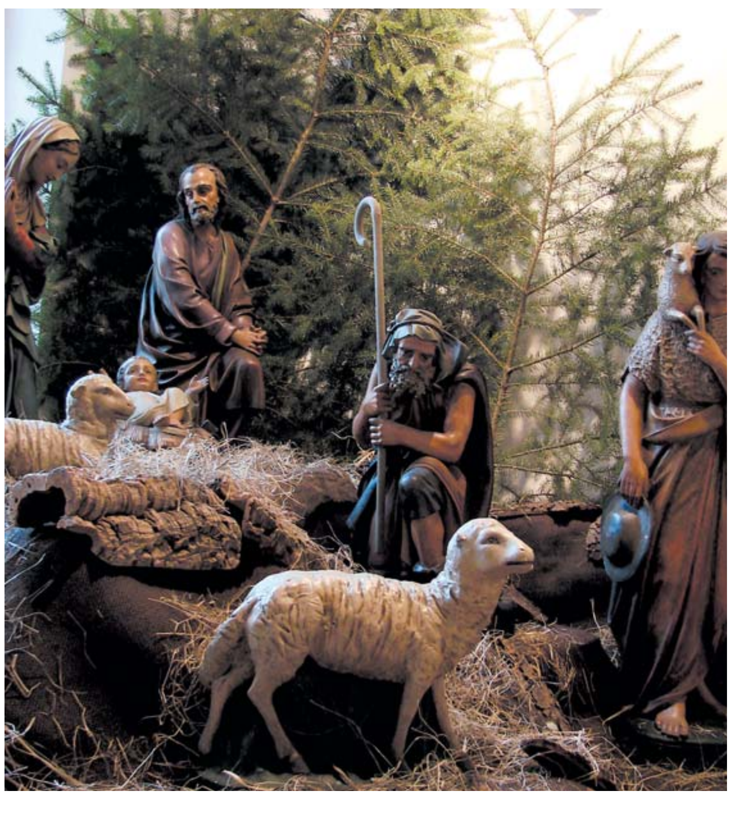


RHEINLAND-PFALZ

Vors.: Dr. Wolfgang Thüne, Wormser Straße 22, 55276 Oppenheim

Kaiserslautern – Sonnabend, 6. Januar, 14.30 Uhr, Treffen der Gruppe in der Heimatstube, Lutzerstraße 20.

Neustadt a. d. W. – Beim letzten Treffen der Gruppe erinnerte Manfred Schusziara, daß noch Deutsche in der Heimat wohnen. Sie sind alt, einsam, leben am Existenzminimum und bekennen sich zur deutschen Kultur. Man darf sie nicht vergessen oder allein lassen. Nach 61 Jahren sind die Erinnerungen nicht verblaßt. Erzählen, was es bedeutet, flüchten zu müssen oder vertrieben zu werden, können nur noch die Kinder oder Jugendlichen von damals. Das Erlebte prägte sie und beeinflußt ihren Lebensweg. Frauen und Männer, welche die Schrecken von Flucht und Vertreibung erlebt haben, deren Kindheit der Krieg geraubt hatte, verstehen nicht die kleinmütige Auseinandersetzung um den Standort der Gedenkstätte und deren Ausstellungskonzept. Die Bilder und schweren Schicksale der Vertriebenen, die auf mehr als 100 Kriegsschauplätzen in dieser Welt auf der Flucht sind, müssen in das Bewußtsein Aller übertragen werden. Der vom Vorsitzenden initiierte Spendenaufruf erbrachte 143 Euro, die je zur Hälfte für die Landsleute in Ostpreußen und für das „Zentrum gegen Vertreibungen".



Treue Besucher von Haus Schlesien kennen und bewundern sie schon lange, neue Gäste werden sie erst in diesem Jahr kennenlernen – die schlesischen Krippen und Weihnachts-Zepter, die im Rahmen der traditionellen Sonderausstellung „Alle Jahre wieder ..." gezeigt werden. Der festlich geschmückte Eichendorffsaal beherbergt zur Zeit eine Ausstellung, in deren Mittelpunkt die große, vollplastische „Hauskrippe" aus Holz steht. Sehenswert sind auch die aus anderen Materialien gebastelten Exponate, darunter Flachfigurenkrippen mit zweidimensionalen Figuren aus Papier oder Pappe sowie ein altes Diorama. Aufmerksamkeit erregen auch die in Bunzlauer Tradition getöpferten und dekorierten Krippen in Keramikkrügen. Ausgestellt sind ferner Weihnachts-Zepter aus Holz, die an einen auf die protestantischen Gemeinden in Niederschlesien beschränkten Brauch erinnern. Graphiken und Gemälde schlesischer Künstler mit weihnachtlichen und winterlichen Motiven runden die Schau ab. Die Ausstellung ist noch bis zum 14. Januar 2007 im Haus Schlesien, Dollendorfer Straße 412, 53639 Königswinter, Telefon (0 22 44) 88 60, zu sehen. *Dieter Göllner*

Von KLAUS J. GROTH

Rings um Europa ist Wildnis

Wie Wunsch und Wirklichkeit Reisende frustrieren

Das Ziel der weiten Reise möchte sein, in das ferne Land zu gelangen; das ist aber schwer, schwerer als sich einer denkt. Überall ist für einen das Schiff, das ihn hält, das alte Europa, dem er zu entkommen vergeblich strebt“, notierte Adalbert von Chamisso in das Tagebuch seiner Weltumseglung 1815 bis 1818. An Bord erhalte sich für den Reisenden das alte Europa, „wo die alten Gesichter die alte Sprache sprechen, wo Tee und Kaffee nach hergebrachter Weise zu bestimmten Stunden getrunken werden ... Solange er vom fremden Boden noch die Wimpel seines Schiffes wehen sieht, hält ihn der Gesichtsstrahl an die alte Scholle festgespannt.“

Chamisso war ein empfindsamer Betrachter der Welt, und er löste sich doch schwer von der eingeübten Weise, das Gesehene zu ordnen. Er hat das Problem immerhin erkannt, und das unterscheidet ihn von vielen Reisenden vor und nach ihm. Denn betrachtet man die in Jahrhunderten zur Flut gewachsenen Berichte von fremden Ländern und Menschen, so begegnet man unausweichlich den Mißverständnissen und Vorurteilen über die Welt. Früh ausgesät, tragen sie Früchte bis heute.

„Wir sehen nicht, sondern wir erschaffen uns Bilder.“ Die Zeitgenossen Johann Gottfried Herders, der dies feststellte, hatten damit wenig Sorgen. Mit sicherer Selbstverständlichkeit dachte und machte sich das reisende Europa bis ins 19. Jahrhundert zum Mittelpunkt der Erde und setzte die Maßstäbe: Ringsum war Wildnis.

Jede Reise beginnt mit Erwartungen, die sich selten erfüllen. Niemand ist dagegen gefeit, auch Goethe nicht. In seiner „Italienischen Reise“ schreibt er: „Jeder denckt doch eigentlich für sein Geld auf der Reise zu genießen. Er erwartet alle Gegenstände, von denen er so vieles hat reden hören, nicht zu finden, wie der Himmel und die Umstände es wollen, sondern so rein wie sie in seiner Imagination stehen und fast nichts findet er so, fast nichts kann er so genießen. Hier ist was zerstört, hier was angekleckert, hier stinckts, hier rauchts, hier ist Schmutz pp, so in den Wirtshäusern, mit den Menschen pp.“ Um so mehr wirkt sich dies aus, wenn in den Informationen über diesen oder jenen Ort die Banalitäten und die gewöhnlichen Unzulänglichkeiten verschwiegen werden – weil die Berichterstatter ihren eigenen Irrtum nicht eingestehen wollen. So entwickeln sich Reiseziele zu Reisemythen.

Ein Beispiel für einen solchen Mythos ist Jerusalem, überfrachtet mit Emotionen und Wunschbildern. Wie unterschiedlich die geprägt sind, belegen Zeugnisse aus verschiedenen Epochen. „Das Grab hat die Eigenschaft, daß, wenn einer hineingeht, sei er Türk oder Christ, so bricht ihm der Angstschweiß aus, und kommt einem ein Grausen oder eine Furcht an. Darob die Türken gleichwohl erschrecken, und wollen doch nicht an Christum, den Herrn, glauben“, schreibt Johann Wild 1613 in seiner „Reysebeschreibung eines Gefangenen Christen Anno 1604“. Ida Pfeiffer sagt in dem Buch „Reise einer Wienerin in das Heilige Land“, das 1844 entstanden ist: „Gerade als die Morgenröte anbrach, standen wir an den Mauern Jerusalems, und mir ging der schönste Morgen meines Lebens auf! Ich war so in Gedanken und in Lobpreisungen versunken, daß ich nicht sah und hörte, was um mich vorging. Und dennoch wäre es mir nicht möglich zu sagen, was ich alles dachte, was ich alles fühlte. Zu groß und zu mächtig war mein Gefühl, zu arm und kalt meine Sprache, es auszudrücken.“

Ganz anders sieht es – fast zeitgleich mit Ida Pfeiffer – der welterfahrene Hermann Fürst Pückler-Muskau: „Die Stadt selbst ist so schmutzig und elend wie fast alle orientalischen Städte, und ihre Bevölkerung von Juden, Türken und Mönchen diesem Charakter sehr entsprechend. Ich muß bekennen, der Eindruck des Ganzen, Gegend, Stadt und Menschen, je mehr ich sie kennenlernte, war von der Art, daß es mir einigermaßen schwer wurde, mich in der vollen Höhe jener heiligen Stimmung zu erhalten, die doch einem christlichen Pilger, auf diesem geweihten Boden stehend, so natürlich ist.“ Und ebenso abschätzig äußert sich der bayerische Kronprinz Rupprecht: „Mein erster Gang in Jerusalem galt der Grabeskirche. Daß ihre bauliche Ausgestaltung und innere Ausstattung der Erhabenheit der mit ihr verknüpften Erinnerungen nicht entspricht, ... ist Schuld der orientalischen Schismatiker. Abgesehen von wenigen Architekturresten aus der Kreuzfahrerzeit ist so gut wie gar nichts in der Grabeskirche, was ein künstlerisch geschultes Auge befriedigen kann. Es herrscht ein Überfluß an silbernen Leuchtern und Ampeln, aber man tut gut, sie nicht näher zu besichtigen, ebenso wie die griechischen und russischen Ikonen, die Heiligenbilder, die aus getriebenem Silber bestehen, in das die auf Holz gemalten Gesichter und Hände eingefügt sind. Geradezu barbarisch ist die Dekoration der armenischen und koptischen Kapellen.“



Einzug des Kronprinzen Friedrich von Preußen in Jerusalem 1869: Gemälde in Öl auf Leinwand (1876) von Wilhelm Gentz (1822–1890) Foto: BpK

Reisende und Religion, das ist ein besonders schwieriges Feld der Erfahrung. Darum ist die Annäherung an einen anderen – und somit zwangsläufig „falschen“ – Glauben die problematischste Begegnung schlechthin. Ängstlich oder spöttelnd wird Distanz gewahrt, als drohe dem, der sich zu stark auf das Fremde einläßt, Gefahr für die Seele. Als der aus Glückstadt an der Elbe stammende, in Moskau lebende Kaufmann Evert Ysbrands Ides in den Jahren 1692 bis 1695 eine Handelsdelegation quer durch Sibirien nach Peking führte, begegnete er am Ob den dort lebenden Ostjaken. Bewegt äußert er sein Entsetzen über den Brauch, „hölzerne und erdene“ Abgötter mit Milchbrei zu füttern. Da sie ihn nicht verschlucken können, „laufft ihnen die weiße milch-speise zu beyden seiten aus dem munde, den gantzen leib hinunter, so daß dem der dieses sieht, das brey-essen davon wohl vergehen möchte“. Daß es keine „wohlgeratenen Menschen“ sein konnten, die solche Zauber trieben, war klar, und spätestens seit Johann Joachim Wickelmann 1764 seine „Geschichte der Kunst des Altertums“ veröffentlichte, war diese Auffassung Allgemeingut der gebildeten Stände: „Regelmäßiger aber bildet die Natur, je näher sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkt geht. – Folglich sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit ... richtiger, als welche sich Völker bilden können, die ... von dem Ebenbilde ihres Schöpfers halb verstellt sind.“

Denn: „Die gepletschte Nase der Kalmükken, der Chinesen und anderer entlegener Völker ist eine Abweichung der Natur: denn sie unterbricht die Einheit der Formen. Der aufgeworfene schwülstige Mund, welchen die Mohren mit den Affen in ihrem Lande gemeinsam haben, ist ein überflüssiges Gewächs, welches die Hitze ihres Klimas verursacht.“ Für eine solche „Einsicht“ konnte sich der Präsident der Altertümer des Vatikans auf die Zeugnisse der Reisenden berufen, und spätere Reisende beriefen sich auf Winckelmann. So fügte sich die erfahrene und die erdachte Welt zusammen, und jeder Winkel der Erde erhält seinen lang haftenden Stempel.

Der Schwarze Kontinent ist die Finsternis schlechthin. „Wenn man fürchterliche Erscheinungen der menschlichen Natur will kennenlernen, in Afrika kann man sie finden“, faßt Hegel zusammen, was er über den Kontinent und dessen Bewohner erfahren hatte – durchaus im Einklang mit der „Warhafften Beschreibung etllicher Reisen, 1596–1610“ des Wundarztes Andreas Josua Ultzheimer, der über die Menschen in Guinea mitteilt: „Sie kaufen Kühe und Ochsen, die fressen sie auf, mit Därmen und allem Kot – wie sie es auch bei anderen Tieren tun –, und sind mit Tanzen und Springen sehr lustig dabei.“ Anders allerdings geht Ultzheimer mit Asien um. Da China sich als „Reich der Mitte“ für das Zentrum der Erde hielt und damit den gleichen Anspruch wie Europa erhob, betrachtete er die Menschen fast als seinesgleichen, „weiß wie wir, binden aber ihr Haar auf dem Kopf zu Zöpfen zusammen wie Frauen. Sie tragen lange Röcke, und man kann sie beinahe mit den Juden vergleichen.“ Bitter enttäuscht wiederum ist er in Südamerika. Als er zwischen Cayenne und Trinidad unterwegs war, schrieb er: „Die Einwohner dieser Länder sind ein grobes, wildes, unheimliches und barbarisches Volk ... Der gemeine Mann und Pöbel bei ihnen ißt auch haarige grüne scheußliche Raupen, deren es gar viel gibt, aber der größte Teil unter ihnen sind Menschenfresser.“

Selbst nach der Landnahme der Weißen in der Neuen Welt, durch die Amerika beinahe ein Herz und eine Seele mit Europa hätte sein müssen, blieb das Unverständnis bestehen. Beweis dafür sei ein Brief Nikolaus Lenaus aus dem Jahr 1832 an seinen Schwager Schurz. Hier steht: „Der Amerikaner hat keinen Wein, keine Nachtigall! Mag er bei einem Glase Cider seine Spottdrossel behorchen, mit seinen Dollars in der Tasche, ich setze mich lieber zum Deutschen und höre bei seinem Wein die liebe Nachtigall, wenn auch die Tasche ärmer ist. Bruder, diese Amerikaner sind himmelanstinkende Krämerseelen. Tot für alles geistige Leben, mausetot. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt.“

Auch in einer viel bereisten Welt, in der nur noch einige Flugstunden Dichtung und Wahrheit trennen, hat sich kaum etwas daran geändert. Der Reisende sucht, was er zu finden wünscht, und die meist etwas langweilige Wahrheit hat es weiterhin schwer, sich gegen die Dichtung durchzusetzen. Dabei fehlt es schon in der alten Reiseliteratur niemals an Warnungen und Einschränkungen: „Selbstverständlich sind auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben als auf persönliche Eindrücke überhaupt ... Der Beobachter versucht Durchschnittswerte zu finden, er hat aber doch nur zwei Augen und nur eine Auffassungsfähigkeit. Man darf sich also hier auf meine Urteile ebenso wenig verlassen wie auf die zärtlichen Blicke einer Kokotte.“ Doch eine solche freiwillige Selbstkontrolle, der sich in diesem Fall Heinrich Laube bei seinen Reiseschilderungen unterwarf, ist jedoch selbst schon wieder Koketterie. Das Verfahren ist erprobt: Man gebe sich bescheiden und verweise auf die unverfrorenen Ansprüche anderer Autoren – und schon steigt die eigene Glaubwürdigkeit. Ein Beispiel unter vielen liefert Wilhelm Gottfried Ploucquet in seinen „Vertraulichen Erzählungen einer Schweizer Reise im Jahre 1786“: „Unbefangen sage ich; wenigstens habe ich sorgfältig sowohl vor als auch nach der Reise meine Nase geprüft, ob sie mit irgend einer Brille besetzt sei, durch welche ich etwa die Gegenstände verändert, und anders, als sie in der Natur selbst sind; zu sehen gezwungen würde, und habe deren keine gefunden. Um so weniger also, was Sie mir auf mein Wort glauben können, werde ich mich mit Brillen-aufsetzen befassen, wie es die meisten Reisebeschreiber, weiß nicht warum, so gerne tun.“

So schließt sich der Kreis mit der Versicherung von Objektivität – und die Mißverständnisse von der Welt schießen ins Kraut. „Ist einmal eine recht handgreifliche Abgeschmacktheit zu Papier gebracht“, beklagt Chamisso, „so rollt selbige unablässig von Buch zu Buch, und es ist das erste, wonach die Büchermacher greifen.“

Carl Friedrich Behrens, der an der Weltumseglung Roggeveens (1721–1722) teilnahm, beschrieb in dem Buch „Der wohl-versuchte Südländer“, auf welche Weise sich der Reisende fremden Völkern nähern solle: Nicht mit Gewalt, sondern mit Verständnis, Zurückhaltung und Einfühlung. „Wo es aber auf solche Weise nicht angefangen wird, und man sich nicht auf die Erlernung ihrer Sprache leget, wird man nichts Gewisses von diesen Ländern in Erfahrung bringen, und alle Reisen werden vergebens, ... warum wir auch das Süd-Land nicht nach Wunsch und Willen entdeckt haben.“

Das köstlichste Gut eines Volkes

Das Museum Georg Schäfer in Schweinfurt präsentiert seinen großen Schatz an Kinderbildnissen

Von Silke Osman

Allein in Deutschland und in Großbritannien sterben wegen fehlender Fürsorge und an Schlägen zwei Kinder, in Frankreich sind es drei Kinder, in Japan vier, in den USA 27 – pro Woche! Die Zahlen sind erschreckend: Jährlich werden mehr als 220 Millionen Mädchen und Jungen unter 18 Jahre sexuell mißbraucht. Weltweit sind mehr als eine Million Kinder in Gefängnissen eingesperrt. Diese Zahlen ermittelte die erste UN-Studie zu Gewalt gegen Kinder, die Unicef vorstellte. Auch wenn die Gesellschaft durch Fälle wie die der verhungerten Jessica in Hamburg und des mißhandelten und ermordeten Kevin in Bremen inzwischen sensibilisiert ist, gilt es doch dahingehend zu wirken, daß Gewalt gegen Kinder nicht akzeptiert wird.

Dem Thema Kind hat sich jetzt eine Ausstellung im Schweinfurter Museum Georg Schäfer zugewandt, allerdings nur aus dem Grund, den reichen Museumsbestand zu präsentieren. Dennoch wirft diese Ausstellung den Blick auf das wohl Wertvollste, was ein Volk, was eine Gesellschaft besitzt: die Kinder. „Mit den Kindern muß man zart und freundlich verkehren. Das Familienleben ist das beste Band“, hatte sogar schon der Eiserne Kanzler Otto von Bismarck erkannt.

Der Besucher der Schweinfurter Ausstellung wird ein breites Spektrum von Kinderbildnissen und Alltagsszenen entdecken: herausgeputzte Bürgerkinder, dressierte Schulkinder, wütende Sprößlinge, aber auch milde lächelnde, spielende Kinder wie auch arbeitende Kinder. „Große Namen der Malerei und Grapik des späten 18. bis frühen 20. Jahrhunderts erwarten den Besucher, darunter Ludwig Richter, Johann Georg von Dillis, Ferdinand Waldmüller, Johann Sperl, Franz von Lenbach, Max Liebermann und Heinrich Zille“, so die Ausstellungsmacher. „Daß der Blick des Künstlers und der der wenigen Künstlerinnen auf die Welt des Kindes ein spezieller ist, der weit über den des Erwachsenen, Erziehers, Vaters, Ernährers und Zeitzeugen hinausgeht, läßt sich in der einzigartigen Auswahl von rund 40 Gemälden und 50 Zeichnungen aus dem reichen Bestand des Museums erfahren.“

Im Mittelpunkt der Ausstellung wie auch auf dem Plakat steht ein Gemälde von Lovis Corinth, das dieser 1913 von seiner Tochter Wilhelmine schuf. In ihrer Biographie „Ich habe einen Lovis, keinen Vater“ (Frankfurt / Main, 1992) schilderte sie, wie es dazu kam: „Dann erinnere ich mich an ein Bild, worüber ich mich noch heute wirklich amüsiere. Es heißt ‚Wilhelmine im Trachtenkleid‘ (1913). Lovis hat es in St. Ulrich im Grödnertal gemalt. Wir machten dort Ferien. Auch von Mutti gibt es ein Bild im Trachtenkleid, ‚Tirolerin mit Katze‘ (1913). Es ist ganz ähnlich und das hat einen Grund. Sie hatte es sich bestellt, es war handgearbeitet, und ich war restlos begeistert. Das Mieder wurde mit Goldschnüren und Goldknöpfen geschlossen. Genauso ein Trachtenkleid wollte ich partout auch haben. ‚Du sollst es haben, aber du darfst nicht ungeduldig sein. Wir bestellen es bei der Schneiderin. Nur muß sie erst Maß nehmen, und dann muß sie es nähen.‘ Ich weiß noch genau, wie Mutti beschwörend auf mich einredete. Das hat mir später bei meinen eigenen Kindern in ähnlichen Situationen geholfen. Denn damals habe ich zwar genau verstanden, daß das Trachtenkleid nicht sofort fertig sein würde, daß man es erst würde nähen müssen. Aber ich wollte es jetzt und sofort. Ich brüllte wie am Spieß, warf mich auf die Erde, trampelte mit den Beinen. Kurz: Ich war außer Rand und Band. Nachträglich bewundere ich meine Eltern für ihre Geduld. Irgendwann war das Kleid fertig. Und Lovis hat mich darin gemalt. Heute amüsiere ich mich, wenn ich diese blitzenden Kinderaugen sehe, die Lovis im Bild festgehalten hat. Übrigens, ‚Haue‘ habe ich nie bekommen.“



Lovis Corinth: Wilhelmine im Trachtenkleid (Öl, 1913). Corinth malte das Bild seiner Tochter, die damals vier Jahre alt war, während eines Ferienaufenthalts in St. Ulrich im Grödnertal.

Foto:Museum Georg Schäfer

Vier Jahre war sie damals alt, als der Vater sie malte. Nicht zum ersten Mal übrigens, denn bereits als Baby wurde sie von Corinth mit Pinsel und Farbe festgehalten, wie auch Bruder Thomas, den der Meister immer wieder einmal darstellte. „Im Gegensatz zum verwandten Bildmotiv ‚Wilhelmine mit Ball‘ aus den Jahr 1915 faßt Corinth das Kinderantlitz in lebensnaher Natürlichkeit auf, unterstrichen durch die Widergabe des schulterlangen offenen Haares. Wilhelmine wirkt so durchaus wie ein Kind unserer Tage“, erläutert Sigrid Bertuleit im Begleitheft zur Ausstellung, das der Besucher kostenlos erhält und mit dem er anhand ausgewählter Kurzbeschreibungen einen Rundgang durch die Ausstellung machen kann. Einfallsreich.

Die Ausstellung „Kinder! Bildnisse und Genreszenen – Gemälde und Arbeiten auf Papier aus dem Museumsbestand“ ist im Museum Georg Schäfer, Brückenstraße 20, 97421 Schweinfurt, dienstags bis sonntags von 10 bis 17 Uhr, donnerstags bis 21 Uhr zu sehen, Eintritt 7 / 6 Euro, bis 4. März 2007, Arbeiten auf Papier bis 14. Januar 2007.

Ihre Liebe stand unter einem »Unstern«

Berühmte Liebespaare der Kulturgeschichte: Prinzessin Amalie von Preußen und Friedrich Freiherr von der Trenck

Von Esther Knorr-Anders

Dieudonné Thiébault, der an der Berliner Militärakademie französische Literatur unterrichtete, zählte zu den vielen Bewunderern der Schwester Friedrichs II., Prinzessin Amalie von Preußen (1723–1787). Er schrieb in seinem Spätwerk über sie, „daß sie in ihrer Jugend geradezu angebetet worden sei, nicht nur wegen ihrer Schönheit und Klugheit, sondern auch wegen ihrer Sanftheit und Herzensgüte“. Friedrichs Kammerherr, Heinrich Graf von Lehndorff, schwärmte von Amalie: „Unter hundert Personen würde man sie immer herauskennen und ihre königliche Abstammung anmerken. Ihre Augen sind von hinreißender Schönheit, was sie mit ihrer ganzen erlauchten Familie gemein hat.“ Daß in ihrem späteren Lebensalter von Sanftmut und Schönheit keine Rede mehr sein konnte, hing mit ihrer frühen und einzigen Liebe zusammen. Wie ihr berühmter Bruder lebte sie seelisch vereinsamt, wurde, gleich ihm, ironisch-verbissen. „Pech gehabt“, konstatierte sie nüchtern.





Amalie und Trenck: Eine große Liebe ohne Hoffnung

Fotos (2): Archiv

Der Mann, den sie geliebt hatte, war der am 16. Februar 1726 im ostpreußischen Königsberg geborene Friedrich Freiherr von der Trenck. Seinem Schicksalsverlauf entsprechend, hatte zur Stunde seiner Geburt ein „Unstern“ über ihm gewaltet. Trotz glänzenden Beginns durch hochrangige Förderer verpfuschte er alle ihm gebotenen Chancen. Das lag an seiner Charakterstruktur. Sein „Unstern“ hatte ihn zum Abenteurer bestimmt: Leichtfertig, uneinsichtig, unstet. Sein Leben endete in Paris unter dem Fallbeil der Guillotine. Robespierre hatte ihn als Verschwörer im Dienste ausländischer Mächte zum Tode verurteilt. Den Höhepunkt seiner kurzen Glanzzeit erlebte der von Friedrich II. zum persönlichen Adjutanten Berufene und zum Rittmeister der Garde du Corps Beförderte am 24. Juli 1744. Er war Brautführer der Prinzessin Ulrike, einer Schwester Amalies, die an diesem Tag dem schwedischen Kronprinzen angetraut wurde. Amalie bildete den Mittelpunkt der Gästeschar. Trenck wurde ihr vorgestellt. Ihrer beider Blicke lösten sich nicht. „Innerhalb weniger Tage war ich der glücklichste Mann von Berlin“, heißt es in den „Memoiren“ Trencks, in denen nie der Name „Amalie“ fällt. Er spricht nur von der „Großen Dame“ oder dem „Gegenstand meines Herzens“. Sie sahen sich fast täglich. Fried-rich beobachtete es mit zunehmender Sorge. Er sprach mit Amalie: „Geliebte Schwester, Sie wissen, daß ein Mitglied der Königsfamilie nur rangleich heiraten darf. Eine Ehe mit Trenck kommt für Sie nicht in Frage.“ Amalies ruhige Gegenfrage: „Muß man heiraten?“ Ebenso ruhig Friedrichs Antwort: „Nein, muß man nicht. Doch da Sie mir in vielem gleichen, vermute ich, daß Sie nur einmal und nie wieder lieben, geschweige eine Pflichtehe eingehen, wie ich es tun mußte. Deshalb werde ich Sie zur gegebenen Zeit zur Äbtissin des Frauenstifts in Quedlinburg ernennen. Mit dieser Pfründe sind Sie finanziell vom Hof unabhängig. Sie können in Berlin leben.“

Trencks „Unstern“ entfaltete Wirksamkeit. Preußen befand sich im Krieg mit Österreich. Als Ordonnanzoffizier des Heeres mußte er wissen, daß sein Schriftwechsel mit seinem österreichischen Cousin, Maria Theresias Pandurenoberst Franz von der Trenck, nicht geheim bleiben konnte. Er wurde des verschlüsselten Austausches militärischer Informationen verdächtigt und 1745 auf der Festung Glatz gefangengesetzt. 1747 gelang ihm aber die Flucht nach Österreich und dort – er kann seiner Sinne nicht mächtig gewesen sein – trat er zur Armee der Kaiserin über. Das war soldatischer Hochverrat. Als anonym Reisender wurde er in Danzig – wo er eine Familienangelegenheit ordnen wollte – erneut verhaftet. Diesmal setzte Friedrich ihn in der Festung Magdeburg gefangen. Nach einem gescheiterten Fluchtversuch wurden ihm Hand- und Fußfesseln angelegt. Zehn Jahre vegetierte er in der wenige Schritte breiten Zelle. Er überlebte die Tortur mit der Schaffung kleiner Kunstwerke. Mit spitzem Stift ritzte er Gravuren in 14 Zinnbecher, allegorische Motive, Sinnsprüche. Drei Becher widmete er Amalie. Einer trägt die Inschrift: „Und so nimm mein Glück und Herz mit dem Becher in die Hände.“

Nach dem endlichen Frieden mit Österreich 1763 wurde Trenck aus der Haft entlassen. Maria Theresia hatte sich auf diskrete, über einen Unterhändler vorgetragene Bitte Amalies für ihn bei ihrem einstigen Kriegsfeind Friedrich eingesetzt.

Friedrich seinerseits wollte der Kaiserin die Fürsprache nicht abschlagen. Trenck war nun frei, konnte gehen, wohin er wollte. Erst Jahre später traute er sich nach Berlin. Er besuchte Amalie.

Sie saßen sich gegenüber. Thiébault berichtet über das Treffen: „Welch ein Wiedersehen! Die Unterredung dauerte mehrere Stunden, die ganz unter Tränen verbracht wurden.

Ein Mann mit weißem Haar, den Rükken gekrümmt von den sechzig Pfund schweren Eisenketten, die zehn Jahre lang seine Glieder belastet hatten. War das der prächtige Jüngling, dessen Bild die vielen Jahre im Herzen der Prinzessin Amalie gelebt hatte? Und sie selbst noch mehr entstellt, sie, die einst von zauberischer Schönheit gewesen war.“

Amalie hatte ein ihr verordnetes Augenpräparat falsch angewendet. Das Medikament verätzte die Augenpartie und die Gesichtshaut. Beide suchten die Jugenderinnerung heraufzubeschwören. Es mißlang. „Vorbei“, sagte Amalie, „aber einmal war es wunderbar. Niemand kann es uns nehmen.“

Er strich über die Falten ihrer Hand. Verhalten erklärte er: „Ich reise nach Paris. Dort findet revolutionäre Umwälzung statt.“

Erschüttert von diesem neuen Wahnsinnsvorhaben Trencks, warnte Amalie: „Das kann tödlich enden.“ Trenck, Abenteurer von Geblüt, unbelehrbar geblieben, erwiderte: „Madame, der Tod ist die einzige Gewißheit, die wir vom Zeitpunkt unserer Geburt an haben.“ Für ihn erfüllte sich diese Gewißheit in den Nachmittagsstunden des 25. Juli 1794 auf dem Schafott.

Und noch ein Besuch hatte Amalie in seelische Erschütterung gestürzt. Ihr 73jähriger Bruder, „Friedrich der Große“ geheißen, im Volksmund der „Alte Fritz“ genannt, besuchte sie in ihrem Berliner Palais.

Von zwei Hofdamen gestützt, kam sie ihm auf der Treppe entgegen. Die beiden Gebrechlichen wurden in den Salon geleitet. Jeder war über den Anblick des anderen entsetzt. Nicht nur alt waren sie, sondern auch krank.

Friedrich vermied, ins deformierte Gesicht Amalies zu sehen. Leise murmelte er: „Liebste Schwester, hat Sie Ihre Liebe und ihre daseinslange Einsamkeit nie gereut?“

Amalie schüttelte den Kopf. „Nein, gereut hat es mich nie. Ich hätte mit Trenck mein Leben verbringen mögen. Es sollte nicht sein. Mein Bruder, Sie können es nicht verstehen, denn Sie hatten das Glück, nie herzensheiß zu lieben.“

Sekunden herrschte tiefe Stille. Ernst erwiderte Friedrich: „Sie irren! Einmal erlebte ich Jugendrausch, ungestüme Zuneigung. Sie war nicht statthaft, nicht einmal goutierbar.“ Amalie faßte die Hand des Bruders und drückte sie fest.

»... gibt der Welt einen neuen Schein«

Christus ist das Licht der Welt – Gedanken zum Weihnachtsfest

Von Klaus Plorin

Niemand kennt das genaue Geburtsdatum Jesu. Aus den Evangelien und den historischen Umständen kann bestenfalls sein Geburtsjahr ungefähr im Zeitraum zwischen den Jahren 7 und 4 vor der später etwas falsch berechneten Zeitenwende errechnet werden. Erst recht wissen wir nichts über Jesu Geburtsmonat und -tag. Aber es ergibt einen tiefen Sinn, das Geburtsfest Jesu, unseres menschlichen Bruders und göttlichen Erlösers, gerade in der für uns, auf der Nordhälfte der Erde, dunkelsten Zeit des Jahres zu feiern. Während man in der Ostkirche seit dem 3. Jahrhundert die Erscheinung (Epiphanie), also die Menschwerdung Christi am 6. Januar feiert, bürgerte sich in der westlichen römischen Kirche seit dem 4. Jahrhundert der 25. Dezember als das Geburtsfest Jesu ein. Wahrscheinlich an Stelle und wohl auch zur Verdrängung eines römischen Festes der unbesiegbaren Sonne, die ja von diesem Datum an wieder zu steigen beginnt.

Die Kirche wollte damit deutlich machen: Unsere wahre Sonne ist Christus, das Licht der Welt, das Klarheit und Wärme in die Finsternis und Kälte der Menschheit bringt. Wie es Martin Luther in einem Weihnachtslied von 1524 sagt: „Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein: es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis." (EG 23,5).

Wir Christen glauben: In der lieblosen Kälte, ängstigenden Dunkelheit und schmerzhaften Ungerechtigkeit der Welt ließ Gott uns nicht allein. In Jesus Christus schickte er uns einen erhellenden und wärmenden Lichtstrahl seiner göttlichen, ewigen Welt, machte uns das ursprünglich gewollte, wahre Menschsein sichtbar und lud uns zur Nachfolge ein. Darum nahm Jesus menschliches Leiden und Schuld auf sich und überwand es durch seine Liebe bis in den unverdienten Tod am Kreuz.

Durch seine hilfreichen Taten an Schwachen, Armen und mit Schuld Beladenen sowie mit seinen tröstenden, wegweisenden und ermutigenden Worten entzündete Jesus in seinem Wirkungskreis ein helles, wärmendes Licht der Liebe. Und dieses entflammte nach seiner Auferwekkung von den Toten immer mehr Menschen in seinem Geiste, bis es auch uns erreichte, erleuchtete und unser Leben seitdem ständig neu ordnet, klärt, stärkt und zum gottgewollten Guten hin bewegt.

Eigene und fremde Schuld und Versäumnisse, Krankheiten und Todverfallenheit bedrohen uns aber weiterhin und machen uns immer wieder ängstlich und traurig. Dagegen helfen uns weder die „keep-smiling-Gesichter" von Strahlemännern und -frauen in den Medien noch der Erwerb und Verbrauch blendend schöner materieller Dinge, auch wenn uns das die Werbung gerade in der Vorweihnachtszeit aufdringlich vorgaukeln will.

Die Lichtstrahlen des Trostes und der Hoffnung auf ein Leben in Frieden, Freude und Gerechtigkeit auf unserer Erde und einst bei Gott und darauf, was unser Leben erhellt und dauerhaft erhält, die finden wir bei Jesus. Die Beschäftigung mit seinem Evangelium im Lesen, Hören, Bedenken und Aufnehmen seiner Worte und Taten, alleine oder in christlicher Gemeinschaft, schenkt uns innere Kräfte, Wegweisung und Hoffnung auch in dunklen Zeiten und auf unseren Wegen durch finstere Täler unseres Lebens.

Die Christusfeste Weihnachten, Karfreitag und Ostern, wie auch jeder Sonntag, der Tag der Auferwekkung Jesu von den Toten, laden uns ein, uns immer wieder neu von Jesu Licht erleuchten und erwärmen zu lassen.

Als „des Lichtes Kinder" (Luther) werden wir dann selbst etwas Licht und liebevolle Wärme um uns her ausstrahlen können. So daß wir den Menschen in unserer Familie, Nachbarschaft und im Freundeskreis mit einfühlendem Verständnis begegnen, und, wo es nötig ist, sie mit Worten und Taten zu trösten, beraten, ermutigen und erfreuen versuchen, wie es in unserer Kraft liegt. Daß wir aber auch für die „fernen Nächsten" etwas übrig haben, was sie oft so dringend brauchen.

Wie gut wäre es und wie sehr würde es dem Sinn des Weihnachtsfestes und dem Anlaß es zu feiern entsprechen, wenn nicht nur die Kerzen an unseren Christbäumen Licht, Wärme und Freundlichkeit ausstrahlen würden, sondern wir Christen selbst, alle, in je persönlicher Weise. Und das nicht nur zur Weihnachtszeit.



Staunende Andacht: Auch eine Papierkrippe kann das wundervolle Geschehen vermitteln. Foto: Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg

Weihnachten in aller Welt

Wenn Kobolde, Befana, Babuschka, Krampus und der Schwarze Piet regieren

Von Helga Steinberg

Von drauß vom Walde komm ich her, ich muß euch sagen es weihnachtet sehr, allüberall auf den Tannenspitzen sah ich goldene Lichtlein sitzen", dichtete einst Theodor Storm. Und so manches Kind wird dieses Gedicht just an diesem Weihnachten vor der Bescherung aufsagen.

„Allüberall" auf der Welt wird Weihnachten gefeiert – alle Jahre wieder, ob nun Krieg herrscht oder nur ein unsicherer Frieden, ob die Menschen einander feindlich gesinnt sind oder nur nicht mehr miteinander reden wollen (oder können). An Weihnachten hält die Welt den Atem an, gehen die Menschen aufeinander zu, seien es nun Christen oder Menschen anderen Glaubens.

In Bethlehem kommen tausende Pilger an Weihnachten zusammen, um die Geburtskirche Jesu zu besuchen und dort zu beten. Sie wurde an dem Ort errichtet, von dem man annimmt, daß Jesus dort geboren wurde. 15 silberne Lampen erleuchten Tag und Nacht einen silbernen Stern, der von den Worten "Hier gebar die Jungfrau Maria Jesus Christus" umgeben ist.

Weihnachten in aller Welt. Wie begehen die Menschen dieses Fest? Die Christen im Heiligen Land zum Beispiel feiern den Heiligen Abend an drei verschiedenen Daten: die Protestanten, Katholiken, Griechisch-Orthodoxen und syrischen Christen am 24. Dezember, die Kopten am 7. Januar, die Armenier am 17. Januar. Im fernen Grönland beginnen die Festlichkeiten bereits am 1. Dezember, dann nämlich, wenn die Kinder singend von Haus zu Haus ziehen und um Süßigkeiten bitten. Auch am 24. Dezember singen sie vor jedem Haus, diesmal mit Papierlaternen in der Hand. In Island spielen liebenswürdige Kobolde eine wichtige Rolle im Weihnachtsgeschehen, sie bringen den Kindern Geschenke mit. Wenn der letzte Kobold am 6. Januar wieder verschwindet, wird der Weihnachtsbaum verbrannt, und die Menschen tanzen mit den Kobolden gemeinsam um dieses Feuer. In der ehemaligen Hauptstadt Finnlands, in Turku, wird am 24. Dezember um 12 Uhr der Weihnachtsfrieden ausgerufen. Danach besucht man die Gräber der Verstorbenen und schmückt die letzte Ruhestätten weihnachtlich. In Irland werden an Heiligabend Kerzen in die Fenster gestellt, um Maria und Josef den Weg zur Krippe zu zeigen. Auch werden Brot und Milch als Zeichen der Gastfreundschaft vor die Tür gestellt. In Holland nennt man den Weihnachtsmann „Sinterklaaas". Er kommt aus Spanien und reitet in Begleitung eines Dieners, der „Schwarzer Piet" heißt und den Kindern Süßigkeiten und kleine Geschenke zuwirft. Père Noël kommt in Frankreich vorbei und steckt Geschenke in die Schuhe, die Kinder vor den Kamin gestellt haben. Auch in Österreich hat der Weihnachtsmann, oder besser Sankt Nikolaus, einen Kumpan, den „Krampus". Italienische Kinder glauben an „Befana", eine alte Frau, die mit einem Besen in der Hand über die Dächer schwebt – als Strafe, da sie die Heiligen Drei Könige auf ihrem Weg nach Bethlehem nicht begleiten und lieber ihr Haus noch reinigen wollte. Zu spät bereute sie ihre Entscheidung, fand die drei Weisen aus dem Morgenland nicht mehr und hat so Jesus nicht gesehen. Noch heute verteilt sie von Silvester bis zum Dreikönigstag Geschenke an die Kinder. Die bekommen die spanischen Kinder von den Heiligen Drei Königen und zwar am 6. Januar. der griechische Weihnachtsmann heißt St. Basilius und besucht am 1. Januar, seinem Namenstag, die Familien. Manchmal aber hat er sich mit dem Datum versehen und taucht schon am 25. Dezember auf ...



Am 7. Januar feiert man in Rußland Weihnachten, oft mit der Babuschka, die an die italienische Befana erinnert. Auch in Äthiopien feiert man das Fest am 7. Januar – mit einer langen Messe. Besonders prachtvoll sind die Feiern in Singapur: Farbige Lichter, künstlicher Schnee, bunte Girlanden und ein ohrenbetäubender Lärm begeistern die Menschen. Alle feiern Weihnachten, ganz gleich ob sie nun Christen sind oder nicht.

In allen Ländern aber ist eines gleich: Zum Weihnachtsfest gehört auch ein Festmahl. Einen Überblick über die verschiedenen Spezialitäten und Leckereien findet man in dem Buch von Hanne Kruse **„Weihnachten weltweit – Rezepte und Geschichten"** (Hädecke Verlag, Weil der Stadt 2006, aktualisierte Neuauflage, 165 Seiten, 86 Farbfotos, geb., 19,90 Euro). Viel erfährt man auch über Brauchtum und Eigenheiten der Völker dieser Welt. Was paßt besser zu Weihnachten als solch ein Buch?

Von Frieden und Freud'

Von Silke Osman

Was war bloß los heute morgen? Rosa starrte im Vorbeigehen wütend in den Spiegel, der auf dem Flur hing. Alles lief verquer, und das an solch einem Tag. Ausgerechnet heute hatte sie verschlafen. Dabei wollte sie zeitig in die Stadt, um noch die allerletzten Kleinigkeiten zu besorgen. Mehl hatte sie vergessen, ausgerechnet. Sie wollte doch noch schnell Plätzchen backen.

Rosa brummte – immer noch mißmutig und jetzt auch abgehetzt – vor sich hin und ging in die Küche, um ihre Einkäufe abzuladen. Es war doch ein wenig mehr geworden als geplant. Mandarinen und Nüsse hatte sie noch beim Türken gekauft, dabei hätte sie fast wieder das Mehl vergessen. Jetzt aber wollte sie sich endlich ihrem Teig widmen.

Für wen backte sie überhaupt die Plätzchen, es würde ja doch keiner kommen. Alle würden den Heiligen Abend in ihren Familien oder bei besonders engen Freunden verbringen. Wer kümmerte sich da schon um eine Rosa Richter?

> Es würde ja doch keiner kommen, um mit ihr zu feiern

Mit kräftigen Händen arbeitete sie den Teig durch, formte ihn zu einer Kugel. Ein tolles Wurfgeschoß, fuhr es ihr durch den Kopf. Aber nein, so schlimm war es denn doch nicht mit ihr. Der Teig war ihr wieder gut gelungen, der sollte ausgerollt werden, und die Plätzchen wollte sie einfach für sich backen. Was hatte doch die neue Nachbarin erst gestern gesagt: „Man soll sich auch selbst mal was gönnen."

Ach ja, die Nachbarin. „Katrin Klages", hatte sie sich vorgestellt und dabei geschmunzelt. Frau Klages und Frau Richter Tür an Tür, wenn das nix ist. Ob die wohl auch allein sein würde heute abend? Sie kannte hier doch noch niemanden, hatte sie gesagt.

Rosa schob die ausgestochenen Plätzchen in den Ofen. Die würden schnell fertig sein, und dann ... Dann, Rosa richtete sich entschlossen auf, würde sie zu Frau Klages rübergehen und ihr ein paar Plätzchen vorbeibringen. Und natürlich Mandarinen und ein paar Nüsse

Als Rosa aus dem Küchenfenster blickte, sah sie, daß ein Sonnenstrahl sich durch die dunklen Wolken geschoben hatte und Lichtreflexe auf die Fensterscheiben des gegenüberliegenden Wohnblocks zauberte. Wenn das kein gutes Omen ist, dachte sie. In dem Augenblick begannen auch die Glocken der nahen Kirche zu läuten. So schön war ihr Klang Rosa noch nie vorgekommen, so klar und so hell. Sie begann zu summen, ein altes Lied, das sie noch aus Kindertagen kannte:

Süßer die Glocken nie klingen
Als zu der Weihnachtszeit,
s'ist als ob Engelein singen
wieder von Frieden und Freud.

Wie ging es bloß weiter? Rosa überlegte, aber der vollständige Text fiel ihr nicht mehr ein. Schade.

Ob Frau Klages das Lied kannte, grübelte sie. Ach nee, die war doch viel jünger als sie. Aber fragen kostet ja bekanntlich nichts.

Rosa schmunzelte. Ein anderes Weihnachtslied war ihr eingefallen: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit." Das würde sie singen, wenn sie bei Frau Klages an der Tür klingelte. Vielleicht konnte man ja doch gemeinsam ein bißchen Weihnachten feiern.

Lewe Landslied und Freunde unserer großen Ostpreußischen Familie,

es ist nun schon Tradition geworden, daß es zu Weihnachten neben der üblichen Familien-Kolumne eine „Extra-Familie“ gibt. Das begann vor einigen Jahren eigentlich aus einer gewissen Platznot heraus, denn damals war unsere Spalte wirklich eine solche, schmal und nur auf die wichtigsten Themen begrenzt, fast im Telegrammstil gehalten. Aber gerade zum Fest häuften sich die Zuschriften, die oft recht umfangreich waren, es kamen sehr bewegende Schilderungen dazu, die nicht mit wenigen Worten abgespeist werden konnten, und so kam es zu einer Sonderseite zum Fest, zu unserer „Weihnachtsfamilie“. Und obgleich unsere Wochenkolumne inzwischen keiner Diätkur mehr unterliegt, wollen wir diesen Brauch beibehalten.

Und so beginne ich gleich mit der für mich eindruckvollsten Geschichte dieses Jahres mit einer glücklichen Lösung, die allerdings auch ein paar Wermutstropfen enthält, denn sie kam zu spät für das „Wolfskind“, das seine Identität finden wollte – nicht aber für seine Familie und seine Schwester, die den Bruder ein Leben lang gesucht hat. Er lebte auch in Litauen – aber nie haben sie sich gefunden, bis dann im vergangenen Jahr durch den Suchwunsch seiner Witwe die Klärung kam, die durch unsere Ostpreußische Familie erfolgte. Wir haben sehr eingehend darüber berichtet und wollen die Geschichte von unserer Seite nicht wieder aufrollen. Dafür lassen wir die Schwester sprechen, denn sie ist nun den Spuren nachgegangen, die zu dem verlorenen Bruder führten. **Sigrid Meyer-Schipporeit** berichtet:

„In zwei Ausgaben des *Ostpreußenblattes* ist von einem ‚Wolfskind‘ die Rede, das im Jahr 1947 im Alter von neun Jahren seiner Mutter **Marta Schipporeit** und seinen beiden Geschwistern **Sigrid** und **Stefan** abhanden kam. Seine Mutter hat ihren Sohn **Carl-Ulrich** Schipporeit im Jahr 1960 für tot erklären lassen. Nunmehr hat sich herausgestellt, daß **Ulli**, wie er von uns genannt wurde, überlebt hat, von einer litauischen Familie adoptiert wurde, den Namen **Kasis Gerulis** bekam, mit 23 Jahren heiratete und daß aus der Ehe fünf Kinder hervorgegangen sind. Er verstarb leider sehr früh mit 48 Jahren durch einen Unfall. Seine Witwe **Elena Geruliene**, die jetzt in Kazlu, Ruda, lebt, hat mit mir durch das *Ostpreußenblatt* Kontakt aufgenommen und den Wunsch geäußert, mich und meine Familie kennenzulernen.

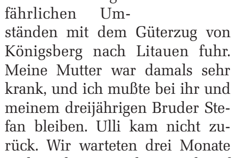
Am 20. Juli 2006 flogen mein Mann und ich von München nach Vilnius. Dort wurden wir von Nelli, einer litauischen Deutschlehrerin, empfangen und fuhren mit einem Leihwagen nach Bagotoji, einem Dorf in der Nähe von Kazlu, Ruda. Der Empfang durch meine Schwägerin Elena und ihre Familie war aufregend, herzlich und tränenreich. Fünf Tage konnten wir die überaus große Gastfreundschaft genießen und viel über meinen Bruder Ulli und seinen Schicksalsweg erfahren. Er begann 1947 mit jenem Tag, an dem der Neunjährige allein unter gefährlichen Umständen mit dem Güterzug von Königsberg nach Litauen fuhr. Meine Mutter war damals sehr krank, und ich mußte bei ihr und meinem dreijährigen Bruder Stefan bleiben. Ulli kam nicht zurück. Wir warteten drei Monate und machten uns dann auch auf den Weg nach Litauen, denn wir wollten nicht verhungern wie meine Oma und Tante. In fast jedem Dorf fragten wir nach einem deutschen Jungen, aber niemand hatte Ulli gesehen. Wir kamen bis in die Nähe von Ukmerge, wo wir bis 1951 blieben und dann nach

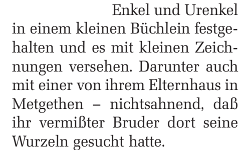


Deutschland kamen, nachdem kurz zuvor Stefan im Krankenhaus von Kaunas verstorben war.

Und wie erging es Ulli? Darüber konnte vor allem sein langjähriger litauischer Freund **Petras** Auskunft geben. Ulli wurde 1947 von einer Frau in Kaunas aufgegriffen und in ein Dorf gebracht, wo er Ziegen hüten mußte. Als einige der Tiere abhanden gekommen waren, lief er aus Angst weg und wurde von einem Litauer gefunden, der ihn zu einer Familie in Bagotoji brachte, die ihn aufnahm. Vier Jahre lang ging er zur Schule, schloß mit seinem Mitschüler Petras Freundschaft, bekam Anschluß zu dessen Familie, zu der Petras ältere Schwester Elena gehörte. 1961 heirateten Ulli und Elena und bekamen mit der Zeit drei Kinder. Als sein Adoptivvater starb, mußte er mit seiner Familie dessen Anwesen übernehmen, um die Witwe und den Hof zu versorgen. Hier kamen noch Zwillinge zur Welt. Auf Betreiben von Petras besuchte Ulli eine Landwirtschaftsschule, auf der er zum Maschinisten ausgebildet wurde. Dann begann sein Leidensweg: Nach einem Unfall mit einem Traktor litt er unter quälenden Kopfschmerzen, die auch nach einer Operation in Kaunas nicht verschwanden. Er wurde arbeitsunfähig und depressiv. Sein Leben endete 1986 nach einem Unfall durch Starkstrom. Elena hat sich vor 18 Jahren ein Haus gekauft und dort ihre fünf Kinder großgezogen. Diese haben nun auch wieder Familien gegründet und leben in geordneten Verhältnissen. So habe ich nun 19 neue Verwandte bekommen, und es ist für mich eine Genugtuung, daß mein Bruder in seinen Nachkommen weiter lebt. Danken möchte ich an dieser Stelle dem *Ostpreußenblatt*, vor allem der Ostpreußischen Familie, die mich auf die Spuren meines Bruders gebracht hat!“

Soweit Sigrid Meier-Schipporeit. Ihr Brief war für mich der bewegendste dieses Jahres, zumal viele Leserinnen und Leser während der Suche und nach der Lösung regen Anteil an dem Schicksal des Mannes genommen hatten, der immer nach Mutter und Geschwistern gesucht hatte. Er ist sogar einmal mit seiner Frau nach Königsberg gefahren, ist in Metgethen gewesen, glaubte auch, sein Elternhaus gefunden zu haben. Nur: Er konnte sich an seinen richtigen Namen nicht erinnern, wodurch sich bei der beiderseitigen Suche Fehler ergaben, die ein früheres Finden verhinderten. Seine Schwester hat vor zehn Jahren ihre Erinnerungen für Enkel und Urenkel in einem kleinen Büchlein festgehalten und es mit kleinen Zeichnungen versehen. Darunter auch mit einer von ihrem Elternhaus in Metgethen – nichtsahnend, daß ihr vermißter Bruder dort seine Wurzeln gesucht hatte.





Mantas Stankevic

Bleiben wir in Litauen und schließen die Frage an: Wie geht es dem kleinen **Mantas**, unserm „Christkind“, über das wir in jeder Weihnachtsausgabe berichten? Weil seine Rettung allein auf persönlichem Engagement, großer Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe beruht und damit dem Urenkel einer Elchniederungerin der Weg in ein normales Leben mit guten Zukunftschancen ermöglicht wird. Wie es dazu kam, ist kurz erzählt: Vor acht Jahren wurde Herr Dr. **Detlef Arntzen**, geborener und bekennender Königsberger, auf einer Heimatreise in Ruß von einer älteren Frau angesprochen, die ihn inständig bat, ihr ein paar alte „Koddern“ zu senden. Für ihr Urenkelchen, dem „immer das Wasser aus dem Bauch lief“. Es fehlten dem damals vierjährigen Jungen verschiedene Organe im Unterleib. Seine Lebenserwartung war nur kurz, eine Operation schien unmöglich. Dem Angesprochenen ließ dieses Schicksal keine Ruhe, er besorgte nicht nur Windeln und Leibbinden, sondern bemühte sich um eine Untersuchung des Kindes in Deutschland. Lassen wir aber nun Herrn Dr. Arntzen selber berichten. Wir entnehmen seine Ausführungen einem Dankesbrief an die 212 Spender, durch die tatsächlich die Rettung des kleinen Mantas ermöglicht wurde. Die konkrete Hilfe begann im August 1997, als nach verschiedenen Fernsehberichten vom Landesfunkhaus Kiel, in denen um Spenden gebeten wurde, genügend Geld beim Diakonischen Werk zusammengekommen war, um eine erste, sehr schwierige Operation durch Herrn Prof. **Stöckle** in Kiel zu ermöglichen. Daß diese gelungen war, bestätigt Dr. Arntzen in seinem Bericht:

„Im September 1998 kamen Mantas, seine Mutter **Raßa** und Uroma **Ursula Jakumeit** wieder nach Kiel, die Ärzte waren mit Mantas Zustand sehr zufrieden. Die Nachuntersuchungen im Juli 2000 und in Juni 2002 erbrachten das gleiche Ergebnis. Im Juli 2003 konnte die zweite notwendige Operation erfolgen, die von Frau Dr. **Fisch** in Hamburg-Harburg durchgeführt wurde. Alles lief gut, schon nach einer Woche konnte Mantas aus dem Krankenhaus entlassen werden und noch ein paar schöne Tage in Hamburg verbringen. Genau ein Jahr später kam Mantas zur weiteren Nachuntersuchung in Hamburg-Harburg, die wiederum gute Ergebnisse erbrachte.“

Uroma Jakumeit, die mit ihrer Bitte alles in die Wege gebracht hatte, war inzwischen verstorben. Aber sie hatte doch noch miterleben können, daß ihr Urenkel in ein weitgehend normales Leben hineinwuchs. Das konnten wir schon in unserm Mantas-Bericht zum Weihnachtsfest 2005 veröffentlichen. Daß aus dem todkranken Kind ein aufgeweckter, ja kluger Junge geworden ist, bestätigt Dr. Arntzen erneut: „Seit diesem Jahr geht der Zwölfjährige auf das Gymnasium in Kedainiai, ist gesund und will Schiffsingenieur werden. Er bekommt häufig von mir Schiffsfotos zugeschickt. Seine Mutter erzählt, daß er sehr viel für die Schule arbeite. Im Sommer 2008 wird Mantas zur vielleicht letzten Nachuntersuchung nach Hamburg kommen.“ Und er schließt seinen Bericht mit diesen Worten: „Es ist ein gutes Gefühl, daß wir es zusammen geschafft haben, einen kranken Kind zu helfen, ein einzelner und nur wenige hätten das nicht gekonnt. Einen Dank allen, die dabei geholfen haben!“ Und den übermittele ich hiermit weiter an alle Spenderinnen und Spender aus unserm Familienkreis – und das sind nicht wenige!





Frauen und Bernstein: Nicht nur Ostpreußinnen freuen sich über Schmuckstücke aus dem ostpreußischen Gold auf dem Gabentisch. Foto: Osman

Auf manchem Gabentisch wird er honigfarben schimmern, Erinnerung an die Heimat und Gruß von ihrer Küste zugleich: Bernstein – „der Vorzeit Träne“, wie die Dichterin Johanna Ambrosius unser ostpreußisches Gold in ihrem Gedicht „Sie sagen all, du bist nicht schön ...“ so einfühlsam bezeichnet. Es gibt nun einmal keinen schöneren Schmuck für uns, und das kam in vielen Zuschriften zum Ausdruck, die ich zu meinem Bericht über den letzten Direktor der Staatlichen Bernstein-Manufaktur Königsberg, **Gerhard Rasch**, erhielt. So schrieb die Allensteinerin **Gisela Engelhardt**: „Ich meine, ich habe dazu viel zu ergänzen. Mein Mann **Georg** Engelhardt, * 1914, war ein Freund von **Jan Holschuh**, dem künstlerischen Leiter der SBM in Königsberg. So besitze ich einen wunderschönen Bernsteinanhänger, extra für mich entworfen, im Originalkästchen. Das beste und schönste Bernstein-Museum gibt es in Ribnitz-Damgarten mit einem eigenen Raum für Jan Holschuh und seine Sammlung. Mein Mann und ich haben das Museum einige Male besucht, es gibt nichts Gleichwertiges. Man gerät in Verzückung, fühlt sich wie zu Hause ...“ Die Erinnerungen unserer Leserin **Irmgard Stoschek** gehen nach Cranz, wo ihre Tante im Hotel „Schloß am Meer“ die Bernsteinarbeiten der Königsberger Manufaktur verkaufte. Für sie als kleine Marjell war es das Schönste, den Schmuck auf dem Tablett zu ordnen und die Schächtelchen für die verkauften Schmuckstücke bereitzuhalten. Und es wurde gut gekauft, denn die meisten Urlauber nahmen sich ein Bernsteinstück als Souvenir mit. Durch die großen Fenster konnte die kleine Irmgard auch die Cranzer Fischfrauen beobachten, die auf dem Platz mit dem „Anker“ ihre frisch geräucherten Flundern anboten. Nie wieder – und da stimme ich ihr bedingungslos zu – hat sie solche köstlichen Flundern gegessen wie damals in Cranz. Und dann muß ich mich bei **Christine Schober** aus Stuttgart für die Bernsteingaben bedanken, mit denen sie mich überraschte. Die Freude, die Sie, liebe Frau Schober, mir bereiteten, wird noch lange anhalten und mir die Kraft geben, die Sie mir wünschen. Das kleine Bernsteinstück trage ich immer als Talisman in meiner Tasche. Und natürlich steht auf meinem Weihnachtstisch auch der Tannenzapfen mit Bernsteinstückchen, den ich von einer lieben Heimatgefährtin im Ostheim bekam.

Doch noch einmal zu „Papa Rasch“, wie dieser so fröhliche, vitale, lebensfrohe Mann genannt wurde – eigentlich hätten ihn nur seine Kinder so nennen dürfen. Sein Sohn **Peter** schrieb mir einen Brief, der zu den für mich schönsten gehört, die ich in diesem Jahr bekommen habe. Er wird auch viele Leserinnen anrühren, denn Peter Rasch spricht nicht nur über seinen Vater, sondern auch über seine Mutter **Selma** in liebevollen Worten, die eigentlich für alle ostpreußischen Mütter gelten könnten, und paßt deshalb auch in diese Zeit. Peter Rasch schreibt: „Ich danke Ihnen für den Bericht über Papa Rasch, meinen Vater. Ich war gerührt, und die Gänsehaut lief über meinen Rücken. Auch meine Mutter haben Sie erwähnt. Danke. Meine Eltern können den Artikel nicht mehr lesen, aber er ist eine schöne nachträgliche Würdigung. Meine Mutter war eine besonders starke Frau. Sie hinterließ meiner Schwester und mir Berichte, Aufzeichnungen und Fotos von früher. Ich hatte nie gewußt, daß es diese Dinge gab. Um so mehr hat es mich aufgewühlt, daß ich alles las und betrachtete. Es war ein Gang durch meine behütete Kindheit, meine Jugendzeit und meine ersten beruflichen Schritte ... Im Nachlaß fand ich Bücher vom Bernstein. Einige habe ich mitgenommen nach Ulm, und auch Bilder, Lampen, Vasen, Bernsteinstücke und Schmuck. Hier habe ich alle aufgestellt und einen kleinen Teil des Wohnzimmers meiner Eltern nachgebaut. Hier sitze ich gerne, hier empfinde ich innere Ruhe, hier bin ich meinen Eltern nahe. Besonders meiner Mutter, mit der ich nach dem Tode meines Vaters 1981 täglich telefoniert habe, ob aus dem Inoder Ausland. Da sie in den letzten Jahren nicht mehr viel auf die Straße ging, freute sie sich immer ... Sie war geistig sehr rege. Es war eine schöne Zeit mit ihr. Ihre Würdigung ist ein krönender Abschluß eines langen Lebens mit schönen Zeiten, aber auch voller Mühe, Plage und Traurigkeit in den Kriegswirren und auf der Flucht aus ihrer Heimatstadt Königsberg. Aber immer hat sie uns beschützt. Macht wohl jede Mutter ... Für uns war sie die beste Mutter der Welt. Ich bin sehr, sehr dankbar. Jetzt, in den reiferen Jahren, weiß man erst zu schätzen, was sie für uns getan hat. Aber in den vergangenen 25 Jahren habe ich mich immer wieder bedankt und habe ihr etwas von der Fürsorge und Pflege zurückgeben können. Ich war froh, daß ich für sie da sein konnte. Liebe Frau Geede, ich bin dankbar, daß ich Ihnen das schreiben konnte.“ Und ich bin Ihnen, lieber Peter Rasch, dankbar für diesen Brief! Als Mutter und im Namen vieler Mütter.

Eure

Ruth Geede

Kommunismus: faszinierend, jedoch weltfremd

Betr.: ***PAZ***

Seit Jahren bin ich Leser der *PAZ*. Ich finde die Zeitung großartig. Endlich wagt jemand, gegen die political correctness aufzutreten und sich gegen die Verdummung des Volkes zu wehren. Dafür meinen aufrichtigen Dank. Angeregt von Ihrem Beitrag: „Im ungarischen Fahnenmeer um die Gedenkstätte für die 100 Millionen Opfer des Kommunismus“ und der Rede des Herrn v. Gottberg gestatte ich mir diese Zeilen.

Die Ideologie des Kommunismus, die etwa besagt „Gemeinsam wird das Schwerste leicht vollbracht“ ist faszinierend, jedoch weltfremd. Sie widerspricht der Natur des Menschen, seinem Denken, das im humansten Fall „jedem das Seine“ zuläßt, seinem Streben, das auf citius, fortius, altius ausgerichtet ist, und seinem Handeln, das verlangt: Willst Du nicht mein Sklave, Kunde oder gar nicht meiner Meinung sein, schlage ich Dir den Schädel ein. **Wilhelm Müller, Friedrichsdorf**

Dächer verfaulen, Häuser sind menschenleer

Betr.: „Was ist geblieben, was verloren?“ (Nr. 48)

Nun sind wir schon zehn Jahre als Privatleute nach Nordostpreußen gefahren und immer ist eine Besichtigung der Georgenburg bei Insterburg im Programm. Nach der Auswertung der Fotos vom jährlichen Fototermin ist der erschreckende Verfall zu sehen. 1995 war die Burg noch gut bewohnt, heute ist sie fast menschenleer, die Dächer verfaulen. Im Gegensatz dazu das Gestüt. Ein Unterschied von 200 Jahren ist zu sehen, dort wird die Substanz erneuert, hier verfällt alles zusehends.

Wer kann den Verfall stoppen? Und wer will es? Tharau und Arnau sind doch ein Beispiel, aber leider nur eine Privatinitiative. Wahrscheinlich klappt es deshalb? Die Georgenburg ist aber eine Nummer größer! Deshalb, wer kann und will helfen? Was werden dazu die nachfolgenden Generationen sagen, wo ein Verfall noch aufzuhalten ist? **Albert Schuhmann, Bad Muskau**

Militär ist bei Befriedung nutzlos

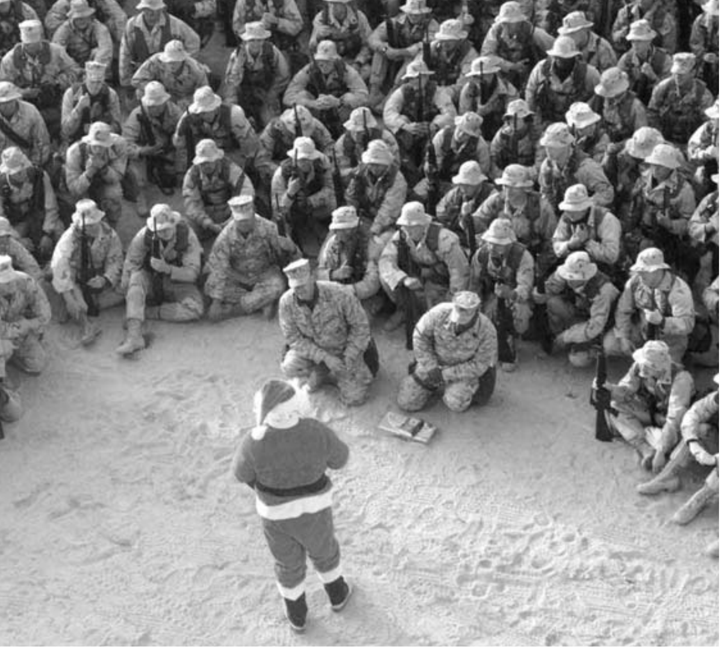
Betr.: „Das Problem ist Pakistan“ (Nr. 48)

Unsere Politiker müßten doch eigentlich schon gemerkt haben, daß sich militärische Einsätze zur „Demokratisierung“ von Völkern nicht lohnen. Man denke nur an die gescheiterten Versuche der Amerikaner in Korea, Vietnam und jetzt im Irak, die der Russen in Afghanistan und der UN im Sudan.

Wir Deutschen kennen das schon vom letzten Krieg in Rußland. Trotz der Unzufriedenheit mit dem Kommunismus entschieden sich die Menschen dort letztendlich für die Sache des eigenen Volkes. Ich selbst erlebte das als Soldat hautnah. Ich spreche Russisch und war 1942/43 bei der Nachrichtentruppe in Weißrußland mit einem russischen Arzt befreundet, der plötzlich – auch um seine Familie nicht zu gefährden – dem „Gestellungsbefehl“ der Partisanen folgen mußte. Warum müssen deutsche Soldaten – und das kommt ja wohl immer schneller auf uns zu – ihr Leben im Kampf gegen Afghanen opfern, die von der „Demokratie“ der arroganten Ausländer nur die Ausbeutung befürchten. Warum läßt man die Entwicklung in Afghanistan nicht natürlich reifen, ohne unseren militärischen Einsatz, der nachgewiesenermaßen beispielsweise beim Drogenanbau ohnehin nichts bewirkt.

Wir sollten statt dessen lieber im eigenen Land mehr für die Integration der hier lebenden Ausländer tun. Dann brauchten wir auch nicht stillschweigend hinnehmen, daß – wie vor kurzem in Berlin – ein deutscher Soldat von Ausländern verprügelt wird. **Wilhelm Fuehrer, Köln**





Weihnachten in der Fremde: US-Soldaten erhalten im Irak Besuch von Santa Claus. Foto: action press

Großes Heimweh

Betr.: „Weihnachten auf See“ (Nr. 49)

In den vielen Beiträgen zum Thema „Weihnachten auf See“ kommen die Gefühle der Seeleute nur in einem einzigen Satz vor, nämlich, daß ein Seemann zu Weihnachten Gefühl zeigt.

Ich habe etliche Weihnachten an Bord erlebt. Die ganzen unterdrückten Gefühle brechen hervor und zeigen die „coolsten“ Seeleute als empfindsame Menschen, die ihre Tränen nicht unterdrücken können.

Besonders die Grußsendung der Familien (drei Wochen vor Weihnachten aufgezeichnet, also eigentlich gar kein richtiger Gruß zum Heiligenabend) haut viele der Seeleute, besonders jene, die die Stimmen der Kinder hören und heraushören, wie die Frau mit den Tränen kämpft, vom Hocker und macht den Heiligen Abend zum schlimmsten und bedrückendsten Tag des ganzen Jahres.

An keinem Tag des Jahres fließen so viele heimliche und offene Tränen, wird vor Heimweh so viel gesoffen und entlädt sich das ganze verklemmte Gefühl bis hin zu Prügeleien. **Robert Kühne, Hamburg**

Israel hat keine Wahl

Betr.: „Schweigen erzeugt Unrecht“ (Nr. 48)

Ich zitiere Wolf Biermann: „Wenn die Palästinenser die Waffen niederlegen, dann gibt es keinen Krieg mehr, wenn Israel die Waffen niederlegt, gibt es kein Israel.“ Ich kann nicht alles gut heißen, was die Israelische Armee macht, aber die Ursache ist, daß es Hamas und Dschihad gibt, die Israel von der Landkarte verschwinden lassen wollen. **Gerhard Falk, Springe**

Ein Unterschichtendasein muß nicht von Dauer sein

Betr.: Unterschicht

Dieses Wort ist Unheil. Unterschiede gibt es immer.

Die Frage ist, welche Kriterien gemeinsam auftreten. Nur auf gegenwärtiges Einkommen verengt, ist dieses Wort eine Brandfackel für die Befindlichkeit Deutschlands.

Es hat populistischen Kampagnecharakter und soll den unscharfen Begriff der „sozialen Gerechtigkeit“ ablösen.

Angewandt auf die jüngste Geschichte, stellen sämtliche Ost- und Westpreußen, Pommern, Schlesier, Sudetendeutschen, die das Verhalten der Alliierten und Polens bezahlen mußten, eine riesige Unterschicht dar, und blieben es bis zu zehn Jahren. Größtenteils kein Vater mehr und mehrere Kinder. Der Verlust der Heimat, der bis zum heutigen Tage immer wieder überwältigt, sprach für Dauerlethargie. Aber diese Unterschicht hat sich gewaschen, die wenige durchsichtig gewordene Kleidung geflickt, sich bemüht, schnellstens von der „Nothilfe“ loszukommen, war pünktlich, überhaupt von früh bis abend bemüht um jede Lappalie und lernte, lernte, lernte nach Maßgabe der Möglichkeiten. Kindheit war Luxus. 48 Kinder in einer Klasse, und wäre eine Nadel zu Boden gefallen, man hätte sie gehört. Kein Gefühl, drangsaliert zu werden, denn jeder sah ein, es ging nicht anders. Dazu waren die täglich deutlich wahrnehmbaren Unterschiede zu den „Verschonten“ zu verkraften und nachts die Träume voller Lebensentsetzen! Das war Unterschicht und ihre Überwindung! **Gudrun Schlüter, Münster**

Teile blieben in deutscher Hand

Betr.: „Streitpunkt: Polnische Minderheit“ (Nr. 49)

Herrn von Leesens Aussage, daß nach dem Ersten Weltkrieg Deutschland unter anderem die Provinz Westpreußen verlor, ist nur die halbe Wahrheit. Richtig ist: 38 Prozent des Gebietes Westpreußens mit 43 Prozent der Bevölkerung (rund 740 000 Menschen) blieben deutsch.

Die Volksabstimmung vom 11. Juli 1920 in Teilen Westpreußens (über 90 Prozent deutscher Stimmenanteil) ist leider heute vergessen und mit ihr die ungerechte Vier-Teilung des 700 Jahre überwiegend von Deutschen besiedelten Landes. **Dietmar Neumann, Vorsitzender der Landsmannschaft Westpreußen in Hamburg e. V.**

Preußische Allgemeine Zeitung

WOCHENZEITUNG FÜR DEUTSCHLAND
DAS OSTPREUSSENBLATT

Chefredakteur:
Klaus D. Voss
(V. i. S. d. P.)

Chef vom Dienst, Leserbriefe, Bücher: Rebecca Bellano; **Politik, Panorama, Preußen/Berlin:** Hans Heckel; **Kultur, Unterhaltung, Leben heute:** Silke Osman; **Geschichte, Landeskunde, Ostpreußen heute:** Dr. Manuel Ruoff; **Heimatarbeit, Aktuelles:** Florian Möbius; **Ostpreußische Familie:** Ruth Geede.

Freie Mitarbeiter: Wilfried Böhm, Dr. Richard G. Kerschhofer (Wien), Hans-Joachim von Leesen.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Knut Bantow.

Anschrift für alle: Parkallee 84/86, 20144 Hamburg. Verlag: Landsmannschaft Ostpreußen e.V., Parkallee 86, 20144 Hamburg. Preußische Allgemeine Zeitung/Das Ostpreußenblatt ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen und erscheint wöchentlich zur Information der Mitglieder des Förderkreises der Landsmannschaft Ostpreußen. – Ab 1. 1. 2006 Bezugspreis Inland 8,30 € monatlich einschließlich 7 Prozent Mehrwertsteuer, Ausland 10,50 € monatlich, Luftpost 14,50 € monatlich. Abbestellungen sind mit einer Frist von einem Monat zum Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten. Konten: HSH Nordbank, BLZ 210 500 00, Konto-Nr. 192 344 000. Postbank Hamburg, BLZ 200 100 20, Konto-Nr. 84 26-204 (für Vertrieb); Konto-Nr. 907 00-207 (für Anzeigen).

Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet. Rücksendung erfolgt nur, wenn Porto beiliegt. Für Anzeigen gilt Preisliste Nr. 28,. Druck: Schleswig-Holsteinischer Zeitungsverlag GmbH, Fehmarn Str. 1, 24782 Büdelsdorf . – ISSN 0947-9597. Die Bezieher der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* werden mit dem Beginn des Abonnements Mitglieder der Landsmannschaft Ostpreußen e. V. und ihrer Untergliederungen. Die Aufnahme der Bezieher in die Heimatkreise oder Landesgruppen erfolgt durch schriftliche Beitrittserklärung. Diese kann zusammen mit dem Antrag auf Lieferung der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* erklärt werden. Der Mitgliedsbeitrag in Höhe von einem Drittel des Brutto-Inlandsbezugspreises der *Preußischen Allgemeinen Zeitung / Das Ostpreußenblatt* wird zusammen mit dem jeweils gültigen Abonnementspreis in einer Summe erhoben und dient der Unterstützung der Arbeit der Landsmannschaft Ostpreußen e. V.

Telefon (040) 41 40 08-0
Telefon Redaktion (040) 41 40 08-32
Fax Redaktion (040) 41 40 08-50
Telefon Anzeigen (040) 41 40 08-41
Telefon Vertrieb (040) 41 40 08-42
Fax Anz./Vertrieb (040) 41 40 08-51
http://www.preussische-allgemeine.de

E-Mail:
redaktion@preussische-allgemeine.de
anzeigen@preussische-allgemeine.de
vertrieb@preussische-allgemeine.de

Landsmannschaft Ostpreußen:
http://www.ostpreussen.de
Bundesgeschäftsstelle:
lo@ostpreussen.de

www.preussische-allgemeine.de
Benutzername/User-ID: **paz**
Kennwort/PIN: **3215**

Sein Warnruf verhallte ohne Echo

Betr.: „Flammentod aus Überzeugung“ (Nr. 45)

Ein zu betrauernder Mitmensch hat sich einem schrecklichen Tod ausgesetzt. Gerade ihn aber hätten wir als Lebenden gebraucht. Sein Tod hat seine Kirche nicht berührt, hat sie nicht geweckt, sein Fanal, sein Feuertod hat die Kirchenoberen nur gestört, und auch wir alle sind über seinen Tod hinweggegangen wie über einen Unfall. Heute spricht man kurz darüber, am nächsten Tag ist er vergessen.

Wir sind uns nicht bewußt, was uns vom Islam droht, wir lassen uns von denen einlullen, die unser Land untergehen sehen wollen oder deren Wissen nicht ausreicht, um die Gefahr vor unserer Tür zu sehen. Wie sonst konnte Außenminister Fischer der beliebteste deutsche Politiker sein, obwohl er die Türkei um jeden Preis in die EU holen wollte.

Natürlich kennen wir alle Muslime, mit denen sich gut zusammenleben läßt. Und wir wollen ihnen ja auch nichts Böses. Nur wir wollen nicht zu viele von ihnen, wollen kein islamisches Land werden, wollen unsere persönliche Freiheit behalten und wollen nicht die Gleichberechtigung unserer Frauen rückgängig machen. Ein Muslim ist keine Gefahr und ist uns willkommen, aber als Masse bedrohen sie uns. Roland Weißelberg wollte uns mit seinem Tod zurufen, daß wir unsere Lebensordnung, unsere Freiheit, unseren Glauben zu schützen haben. Sein Ruf ist ohne Echo verhallt. **Ute Leopold, Braunschweig**

Weit daneben

Betr.: „Hatz auf die Hinterbank“ (Nr. 49)

Nitzsche hat uns keinen Dienst erwiesen, als er den Anstoß „Schuldkult“ mit einer Pöbelei verband. Was man denkt, ist eine Sache, was man sagt, eine andere. Er lag leider weit daneben.

Über den uns aufgezwungenen Schuldkult wäre dringend zu reden, muß man sich doch fragen, ob sich unser Volk auf ewig im Kriechgang mit gesenktem Haupt bewegen soll. Unser Land ist mit den verschiedensten Erinnerungsstätten übersät. Keine Woche, in der die Medien nicht mehrfach auf den Holocaust und die NS-Zeit Bezug nehmen. Das „Nicht-vergessen-dürfen“ ist den zehn Geboten der Bibel vorgesetzt worden.

Wem nützt das? Welches Ziel wird von wem mit dieser Überbetonung verfolgt? Mit Trauer hat das doch schon längst nichts mehr zu tun. **Alfred Anderson, Lörrach**

Wirtschaft und Kultur nahmen Schaden

Betr.: „Deutschland verdankt Polen, was es ist“ (Nr. 43)

Eigentlich wollte ich nichts mehr an irgendeine Zeitung schreiben, doch Herrn Wilfried Böhms Artikel in der *Preußischen Allgemeinen Zeitung* zwingt mich, meine Schreibmaschine wieder hervorzuholen. Seine Überschrift „Deutschland verdankt Polen, was es ist!“ ließ mich den Artikel gleich lesen, ehe ich wie sonst erst einmal die Zeitung bis zum Ende durchblätterte.

Ehe sich Fürsten und Könige zwischen Rhein und Memel 1871 halbwegs einigen und einen preußischen Hohenzollern zum deutschen Kaiser krönten, gab es dort eine bunte Vielstaaterei. Nicht ganz so bunt sah es auf der Landkarte weiter östlich aus. Litauen und Polen bildeten sogar zeitweilig ein Reich. Doch danach liest man in Geschichtsbüchern von drei Teilungen Polens. Das königliche Preußen, das zaristische Rußland und das Kaiserliche Österreich-Ungarn zerstückelten ihren östlichen beziehungsweise westlichen Nachbarn und gliederten Landesteile von ihm in ihr Hoheitsgebiet ein. Ein polnisches Reich verschwand sozusagen von der Landkarte.

Erst Ende 1918, am Ende des ersten Weltkrieges, tauchte ein polnischer Staat auf der Karte und in Wirklichkeit wieder auf, schon 21 Jahre danach, 1939, sind Deutschland und Rußland wieder dabei, Polen aufzuteilen. Ein sogenanntes Gouvernement um Warschau und Krakau bleibt zu Gnaden Hitlerdeutschlands bestehen, das währt jedoch nur sechs Jahre.

1945 gib es wieder einen polnischen Staat. Doch während Frankreich sich lediglich Elsaß und Lothringen wiederholt, kassiert Polen das südliche Ostpreußen, Posen, Pommern, Teile des Landes Brandenburg, Schlesien und Oberschlesien,

Heute nach 61 Jahren muß es auch dem letzten Deutschenhasser deutlich geworden sein, daß diese Grenz- und Völkerverschiebung niemals der Wirtschaft, der Industrie und Kultur östlich der Oder zum Vorteil diente. **Heinz Glogau, Brandenburg**

MELDUNGEN

88 Prozent sind für die Demokratie

Berlin – Die Deutschen unterstützen zu 88 Prozent die Staatsidee der Demokratie, sind aber zu 51 Prozent unzufrieden mit der politischen Praxis in Deutschland. Dies ergab eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts „dimap". Andere Untersuchungen hatten nicht so klar zwischen „Staatsidee" und „Praxis" unterschieden und ergaben scheinbar, daß die Deutschen der Demokratie an sich skeptisch gegenüberstehen.

WM verursacht Tourismus-Boom

Berlin – Die deutsche Hauptstadt verbucht einen deutlichen Anstieg der Touristenzahlen. An den Dezemberwochenenden stiegen die Buchungen um bis zu 38 Prozent im Vergleich zum Vorjahr. Berlins Tourismuschef Hanns Peter Nerger führt dies insbesondere auf den Imagegewinn durch die Fußball-WM 2006 zurück: „Wir beginnen, die Ernte der Bilder einzufahren, die um die Welt gingen."

ZUR PERSON

Anwalt der Gescholtenen




Wolfgang Kubicki (54), ist ein Mann der klaren Worte und laut Umfragen nach Heide Simonis (Ex-SPD-Ministerpräsidentin) das zweitbekannteste Gesicht Schleswig-Holsteins. „Absolut ehrlich, vor allem gegenüber seinem Spiegelbild", charakterisierte die „Financial Times Deutschland" den FDP-Politiker und studierten Volkswirt.

Kubicki vertritt als Anwalt gerade den besonders skandalumwitterten ehemaligen VW-Personalmanager Klaus-Joachim Gebauer. Gebauer klagt wegen seiner fristlosen Kündigung gegen VW. Nun liefert Kubicki ihm medienwirksam die Begründung: Gebauer habe zwar die dubiosen Sex-Urlaube für Topmanager organisiert, könne aber nicht dafür entlassen werden, schließlich hätte man sonst auch seine Sekretärin und andere Mitwisser entlassen müssen. Überhaupt sei sein Mandant leitender Angestellter gewesen und habe nur auf Anweisung gehandelt.

Veruntreuung und Falschabrechnung sahen hingegen Braunschweiger Richter als erwiesen an. Nun also die Revision – eine ungewöhnliche Verteidigungsstrategie, zumal Kubicki als Politiker gern gegen Kündigungsschutz argumentiert.

Als FDP-Landesvorsitzender von Schleswig-Holstein ist der Braunschweiger nicht vom Erfolg verwöhnt: Wegen unklarer Koalitionsaussagen vermasselte er bei den letzten Landtagswahlen eine schwarz-gelbe Koalition, so Kritiker. Derer hat er viele und ist doch in der FDP beliebt. Auch – oder gerade weil – er nicht nur als Anwalt, sondern als Politiker gern Partei für die öffentlich Gescholtenen ergreift. So war er mit Parteifreund Jürgen Möllemann zwar selten einer Meinung, aber eng befreundet, und ging als einer von wenigen FDP-Politikern zu dessen Beerdigung. *SV*



Qualitätssicherung Zeichnung: Mohr

In der Merkelschleife

Ausgefeiert: Fußballsommer endlich als nationalistischer Fehltritt entlarvt! – Weitergeleitet: Die Kanzlerin schenkt uns eine »Hotline« / Der Wochenrückblick mit HANS HECKEL

Zu Weihnachten bekommen die Deutschen für ihr unmögliches Benehmen im Sommer 2006 die Rute zu spüren – es wurde auch Zeit. In seiner Studie „Deutsche Zustände" hat das Bielefelder „Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung" ermittelt, was der „Party-Patriotismus" des berüchtigten Fußballsommers angerichtet hat. Institutsforscher Wilhelm Heitmeyer hat als Folge der Fahnenschwenkerei einen gesteigerten Patriotismus ausgemacht. Deutscher Patriotismus aber sei, so der Wissenschaftler, eine Gefahr für den sozialen Frieden, für die Demokratie und für die Migranten im Lande.

Er nennt bedrückende Beispiele für die patriotismusbedingte Erosion des Guten: Die Hälfte der Bundesbürger sähen im Islam keine „bewundernswerte Kultur" mehr, habe er herausgefunden. Ganz anders als wir dachten, hat das nichts mit Fundamentalismus, mit Bomben, Taliban oder Ehrenmorden zu tun, sondern ist das böse Ergebnis des neuen Nationalgefühls, wie Heitmeyer herausgefunden hat. Deshalb rät er von Kampagnen à la „Du bist Deutschland" für die Zukunft dringend ab. Sie befördern rechtslastiges Denken, denn statt den Islam zu bewundern, lieben die Deutschen nach den aufschreckenden Erkenntnissen seines Instituts nun eher ihre eigene Geschichte und Nation.

Kurz vor und kurz nach der WM fragten die Bielefelder im Volk herum, und siehe da: Davor waren nur 37 Prozent stolz auf die deutsche Geschichte, danach 46. Der Anteil derer, die „stolz darauf sind, Deutscher zu sein", stieg gar von 79 auf 86 Prozent! Ein Menetekel für Demokratie und multikulturelle Gesellschaft, alarmiert Heitmeyer.

Warum kommt er erst jetzt damit? Vermutlich brach der heitere Teutonensturm schlicht zu unerwartet los. Im Mai noch konnten Mahner das halbe Land zur „No-Go-Area" erklären und es vor der ganzen Menschheit als Herz der fremdenfeindlichen Finsternis entlarven. Da war die Welt noch in Ordnung, da gaben nicht tanzende, herzende, singende Jungdeutsche den Ton an, sondern besorgte Talkshow-Debattierer und Sprecher staatlich finanzierter Stiftungen, Institute und Initiativen.

Dann aber, über Nacht und ohne jede Vorwarnung, wehte sie der schwarz-rot-goldene Eissturm vom Podest. Schwer gezaust und tief verstört krochen sie durchs Flaggenmeer und brachten keinen zusammenhängenden Satz mehr heraus. Erinnern Sie sich an das Gestammel von Claudia Roth, die das fußballbegleitende Deutschlandfest in wirren Worten zum Multikulti-Sieg umdeuten wollte, derweil ihr die deutschen Fahnen links und rechts um die Ohren schlugen?

Es war grauenvoll, alle haben damals versagt. Selbst das Ausland ließ uns im Stich: Statt uns mit seinen sonst so zuverlässigen „Sorgen und Ängsten vor einem erstarkenden deutschen Selbstwertgefühl" zur Seite zu springen, fraternisierten die zwei Millionen angereisten Fans mit den jubelnden Deutschen und wollten gar nicht mehr aufhören, den Gastgebern anerkennend auf die Schulter zu klopfen.

> Köhler kommt der Koalition mit dem »Grundgesetz«! Wem gehört denn dieses Land, bitteschön?

Resultat: Die Deutschen mochten sich auf einmal selbst und die Welt mochte sie auch. Davon traumatisiert flohen Warner wie Wilhelm Heitmeyer in ihre Studierstuben und hielten Kriegsrat, wie die alte Ordnung wiederherzustellen sei, in der die Deutschen ihren festen Platz in der Giftmülltonne der Völkerfamilie haben. Ein halbes Jahr später ist es dem Bielefelder Institut endlich gelungen, das widerliche Völkerknutschen als Ausdruck von Ausländerfeindlichkeit zu überführen. Ziemlich spät, aber immerhin.

Heitmeyers Untersuchung ist übrigens als Langzeitstudie angelegt, die noch bis 2012 laufen soll. Genug Zeit, um den Krankheitserreger der patriotischen Pest zu erforschen. So plötzlich diese Epidemie auch auszubrechen schien, sie muß doch Ursachen haben? Der Fisch beginnt ja bekanntlich vom Kopf her zu stinken. War es nicht Bundespräsident Köhler, der seine Vaterlandsliebe schon beim Amtsantritt 2004 frech bekannte, statt, wie es sich gehört, Asche regnen zu lassen? Vielleicht war das der Punkt, an dem viele Deutsche ihre Scham überwanden und zugeben mochten, daß sie sich eigentlich ganz gern im Spiegel sehen und nur zur Beruhigung der diskutierenden Klasse öffentlich gegen den Wind spucken.

Überhaupt der Köhler – da haben wir uns ja was eingefangen. Statt denen, die ihm das schöne Amt gegeben haben, in ewiger Dankbarkeit dienstbar zu sein, hat er dreisterweise einen Blick ins Grundgesetz geworfen und dort entdeckt, daß er das Staatsoberhaupt ist. Er tut seitdem so, als sei das geschriebene Recht gewichtiger als das parteipolitische Gewohnheitsrecht. Letzteres besagt, was Vorgänger Richard von Weizsäcker einst in den klärenden Satz fügte: „Die Parteien haben sich den Staat zur Beute gemacht."

Die Koalition fühlte sich in ihren Besitzrechten denn auch schwer verletzt, als Köhler ihr zwei Gesetzesentwürfe vor die Füße warf, weil er sich an den heißen Nähten nicht die Finger verbrennen wollte. Grundgesetz? Wem gehört dieses Land denn bitteschön?

Beunruhigend ist, daß Köhler im Volk erhebliche Sympathien genießt. Man müßte den Pöbel irgendwie beschäftigen, damit er keine Zeit hat, die geplante Demontage des Präsidenten durch Unmutsbekundungen in Umfragen zu stören. Früher hieß das Rezept „Brot und Spiele". Die Kassen sind aber zu leer, um dem Volk das Maul mit sozialen Wohltaten zu stopfen.

Angela Merkel hat die zündende Idee: Wir schicken die ganze Blase kollektiv in die Warteschleife! Die Kanzlerin möchte dafür den alten DDR-Notruf 115 wiederbeleben, über welchen die Bürger künftig ihren Ärger mit der Bürokratie entleeren sollen – die „Bürokratie-Hotline". Daß an solchem Ärger kein Mangel entsteht, dafür sorgt Schwarz-Rot schon selbst mit einer endlosen Flut von neuen Gesetzen, deren Flickwerk sich bereits vor ihrer Verabschiedung zerlegt.

Die „Hotline" soll 24 Stunden am Tag und sieben Tage die Woche freigeschaltet sein. Unter 115 erreichen die Anrufer einen Automaten, der sie bittet, eins, zwei oder drei zu wählen für Bundes-, Landes- oder Gemeindezuständigkeit. Damit man weiß, welche Ziffer die richtige ist, schlägt die Kanzlerin vor, ein Internet-Grundgesetz beizufügen, aus dem wir dann die Zuständigkeit eigenständig ermitteln können. Und wer kein Internet hat? Nun, der kann sich das Grundgesetz ja per SMS schicken lassen. Zur sachgerechten Benutzung der „Hotline" benötigt man also lediglich fundierte Kenntnisse in Staatsrecht und viel Zeit – willkommen in der Merkelschleife.

Einmal durchgedrungen nimmt eine reizende Stimme die Beschwerde auf und legt sie zu den anderen. Es wird allerdings viele Stimmen brauchen, bei den Deutschen dürfte sich einiges angesammelt haben an Bürokratiefrust! Wer soll die vielen Telefonisten bezahlen? Womöglich müßte man das Callcenter vom teuren Deutsch- ins günstigere Ausland verlegen, um Steuergroschen zu sparen: „Zur Entgegennahme Ihrer Beschwerde verbinden wir Sie gern mit unserem freundlichen Service-Center im karpatho-ukrainischen Wwwrrrjitschnidschij. Vielen Dank für Ihren Anruf!" Dudelmusik. „Hierr Särvis-Säntrr Wwwrrrjitschnidschij, Sä wiiinschän?"

Ach nein! Da könnten die Gewerkschaften was dagegen haben: „Arbeitsplätze müssen in Deutschland bleiben!" Bitte sehr – das wird dann aber teuer. Eine Beschwerde-Maut wäre die Lösung: „Dieser Anruf kostet 49 Cent pro Minute aus dem Festnetz, bitte warten ..." Wieso „Maut"? Weil „Gebühr" oder gar „Steuer" bei den reichlich gerupften Bürgern mittlerweile unfreundliche Reaktionen hervorruft, weshalb die CSU auch darauf aus ist, den nächsten Raubzug durch unsere Taschen als „Maut" getarnt zu unternehmen. Schlaue Jungs eben.

ZITATE

*Der Präsident des **Bundesverfassungsgerichts, Hans-Jürgen Papier,** kritisierte am 17.12. im „Deutschlandfunk" die Art, wie neuerdings **Gesetze zustandekommen**:*

„Die großen Gesetzesvorhaben wurden in irgendwelchen ‚Elefantenrunden' oder im Vermittlungsausschuß innerhalb einer Nacht beschlossen. Der Bundestag war vielfach nur noch in der Lage, dies abzunicken. Wir müssen den Parlamentarismus stärken. Man kann überlegen, ob man beim Wahlrecht ansetzt, so daß Persönlichkeiten in den Bundestag gewählt werden, die das Mandat mit stärkerer politischer Gestaltungskraft ausfüllen."

*„Focus"-Chefredakteur **Helmut Markwort verteidigt** („Focus", 18. Dezember) Bundespräsident **Horst Köhler** gegen die Anwürfe von CDU/CSU und SPD:*

„Die Lautsprecher der Großen Koalition führen ein peinliches Schauspiel auf. Sie nörgeln gegen den Bundespräsidenten Horst Köhler, weil er seine Pflicht tut ... Die Attacken sind sachlich falsch, unverschämt im Ton und sollen offenbar den Bundespräsidenten einschüchtern, weil er nicht gewillt ist, die schlampige Arbeit der Regierung mit seiner Unterschrift zu schützen."

*Linkspartei-Fraktionschef **Oskar Lafontaine sorgt** sich um die **Demokratie in Europa**:*

„Wenn man ein demokratisches Europa will, dann sollte man zumindest bei der Verfassung eine Volksabstimmung fordern; denn ohne Volksabstimmung gibt es kein demokratisches Europa."

*Der Islamwissenschaftler **Bassam Tibi greift** in der „Financial Times Deutschland" vom 19. Dezember den Umgang deutscher Politiker mit Islamisten **an**:*

„Der Christdemokrat Wolfgang Schäuble ... redet sogar mit Islamisten, wenn sie sich auf einen Deal einlassen, und gibt damit praktisch die Forderung einer europäischen Werteordnung auf."

*CSU-Landesgruppenchef **Peter Ramsauer zweifelt** gegenüber der „dpa" an dem Argument, eine **Pkw-Maut** werde die Bürger bei Senkung der Mineralölsteuer im Schnitt nicht belasten:*

„Das mit den Durchschnittswerten ist so eine Sache. Wenn ich die Füße in Eiskübel stecke und den Kopf ins Bratenrohr, dann habe ich im Schnitt Körpertemperatur."

Weihnachtswünsche

Heute, wohl recht ungewöhnlich,
will ich einmal ganz versöhnlich
an die Schar von Gönnern denken,
die mir laufend Themen schenken –
ob mit Worten oder Taten,
ob als Mastdarmakrobaten,
ob durch Bomben und Raketen
oder schlichtes Fettnapftreten.

Ihnen allen sei beschieden
eine Woche Weihnachtsfrieden –
doch wie unschwer zu vermuten,
gönn' ich viel, viel mehr des Guten
jenen, die zum Kritisieren
besser nie mich inspirieren,
und natürlich wünsch' das Beste
unsern Lesern ich zum Feste!

Pannonicus